XV. Jahrg. Berlin, den 29. Juni 1907. Nr. 39.

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Moritz und Nina	435
Der Normale und die Homosexuellen. Von Magnus Hirschfeld	450
Meister Perez, der Organist. Von Gustavo Adolfo Becquer	456
Die Hetzsteuer. Von Ladon	467

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3 a.

1907.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:
No. 675 Direktion.
„ 7913 Kasse u. Effektenabteilung.
„ 7914 } Kuxenabteilung.
„ 7915 }
„ 7916 }

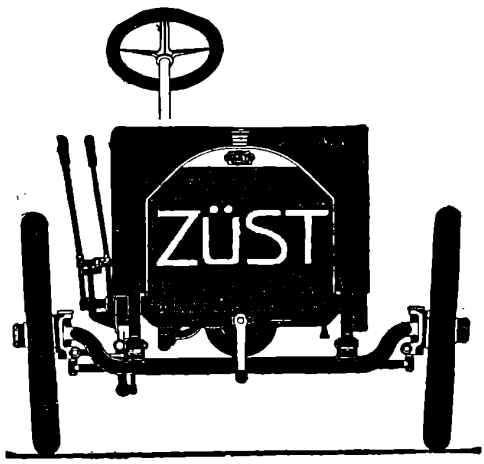
Telegramme: Ulricus.

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

9–1 und 3–5 Uhr.



Wir bauen seit Jahren nur eine Type: Unsern 50 pferdigen grossen Tourenwagen. Wir bauen ihn daher vollendeter und preiswerter als jede andere Fabrik.

„Züst" München, Clemensstr. 27 — „Züst" Berlin, Unter den Linden 42 — „Züst" Stuttgart, Königstr. 14

AGFA

Films
Platten
Cassetten
Entwickler
Spezialitäten

16 seitige
Preislisten gratis.

Bezug durch die Photo-Händler.

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft" durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 36 sowie durch sämmtliche Annoncen-Expeditionen.

Die Zukunft.

Berlin, den 29. Juni 1907.

Moritz und Rina.

Kreſſin, Johannes der Täufer 1907.

Mein Geliebter! Meine Seele!

So, ſagt man, reden in unſeren beſten Kreiſen heutzutage Männer (soi-disant) einander an. Warum nicht die graue Schweſter das immer noch expanſive, aufs Ganze gehende Bruderherz? Brauchſt alſo keinen Schreck zu kriegen. Vor unbequemer Zärtlichkeit bombenſicher. Auf ſeine alten Tage explodirt das an Deinem Buſen abgekühlte Kathrinchen nicht mehr. Stimmung noch gar nicht hundstäglich. Trotzdems hier jetzt einfach zum Heulen ſchön iſt. Wärme mangelhaft. Aber ſelbſt ein hart geſottener Sünder aus Moabiterland würde für ein Weilchen am Ende fromm, wenn er morgens in dieſe grüne Pracht guckte. (Was man bei anſtändigen Landleuten „morgens“ nennt; der geehrte Kulturmenſch kehrt dann vom Pariſer Platz wahrſcheinlich erſt in die Hanſabeletage heim.) Dieſes Frühkonzert! Als ginge es im Extrazug geraden Wegs in den Himmel. Und in jedem Jahr ſorgt der Herrgott für Ueberraſchung. Hätte geſchworen, daß nach dieſem endloſen Winter nichts Rechtes werden könne. Nun Alles 1a. Die Klitſche (nicht mal für friſchen Anſtrich iſt, „bei den Kurſen“, Dein Schwager zu haben) bis an den Blitzableiter gnädig mit Weinlaub bedeckt; ſieht beinahe wieder herrſchaftlich aus. Rothdorn, Linden, Roſen noch etwas zurück. Aber Geranien, Stiefmütter und allerlei Weißes die ſchwere Menge. Die Erdbeerenbeete, ſonſt Mariens Reich, ſchon wie volle Krebsſchüſſeln; zwiſchen hochrothen Scheeren ein paar blaſſe Näschen und Beinchen. Der Kletterpfirſich hat ſo reichlich angeſetzt, daß wir, auch wenn drei Viertel abfallen

weit über eine Mittelernte kommen. Und auf den Feldern stehts nicht so schlecht, wie man befürchtet hatte. Ein Segen, daß wir in den ersten Junitagen zurückkonnten. Kennst meine Litanei (die in moderne Zeit und „Weltanschauung" natürlich nicht mehr paßt): Nur unterm Herrnauge wird ordentlich gearbeitet. Deshalb hat Mieze, das gute Ding, sich auch so gesputet; immer voll Rücksicht auf Mama, die vor der Ernte ihr Lebtag nicht fern von Pommerland war. Deine Lotte hatte wieder mal richtiger gerechnet als ich. Wie mir zu Muth ward, als Eure Depesche höchste Eisenbahnzeit meldete, ist nicht zu beschreiben. Wäre am Liebsten auf die Lokomotive geklettert, um mehr Dampf aufzumachen. Jeder Aufenthalt unterwegs eine Fegfeuerqual. War ja auch wirklich zu spät; und gerade in den letzten Wochen hätte sie mich gebraucht. Unvergeßlich, wie sie schwach und bleich, mit offenem Haar, in ihrem Bett lag, das abgezehrte Pfötchen hinhielt und sich kaum freuen konnte; neben ihr das weiße Bündel mit dem braunrothen, brüllenden Kopf. Kein Junge: zuerst ists immer eine Enttäuschung. Hattest Recht, mich zu tadeln und zu erinnern, daß unser Fürst, als Herbert sein Erstgeborenes angezeigt hatte, telegraphirte: „Marie war auch ein Mädchen." Unsere ja auch. Als ihr das Haar aufgesteckt und mich in der Ecke ausgeweint hatte, war Alles in Ordnung. Was konnte ich schließlich nützen? Ging ja glatt; und nachher so rasch vorwärts, daß sie am fünfzehnten Tag auf die Chaiselongue durfte. Katharina Charlotte Johanna (nach der treuen Jeannette des Deichhauptmanns). Der Pastor, mir zu hof- und domhaft, machte es glimpflich. Und daß Du „ohne alle Apparate" (Bellachini) feiertest und mir fremde Courgäste ersparteſt, danke Dir noch heute. Was Lotka an Kind und Kindeskind gethan hat, vor und nach der schweren Stunde, ist nicht zu vergelten. Mehr als die Mutter, hélas! Kommt davon, daß man die Brut aus dem Nest gelassen hat. War sie aber zu halten? Alles zu früh; viel zu hastig. Nach neuster Mode. Auch das Würmchen.

Nun heißt man Großmutter; und der Landwehrmajor läuft mit verklärten Blicken herum und mimt dem Philemon. Bis auf die einfältige Frommheit, versteht sich am Rand. „Laßt uns läuten, knieen, beten und dem alten Gott vertraun": dazu langts nicht. Thut aber, als sei die Stunde gekommen, „letzten Sonnenblick zu schaun". Ohne alkoholische Nachhilfe gerührt wie Apfelmus. Jeder Zoll Großpapachen. Was seinen Liebreiz nicht mehrt. Kein Plaisir, neben einem Mümmel zu hausen, wenn man sich, quand même, noch leidlich in Form fühlt. Geistig, liebwerther Lächler; die Fassade gebe ich schon lange billig. Er! „In unserem Alter." „Wenn ich Ostern noch erlebe." Als ob Beide so an die Neunzig. Galant war er nie (warum gerade er, noch heute 'ne

Brezel); jetzt der Jammermann Moor neben ihm ein rüstiger Heldengreis. Dabei pas si bête; noch gar nicht verwrangelt. Man so thun, sagte Bismarck. Auf präzise Fragen giebt er für seine Verhältnisse oft ganz gescheite Antwort. Wer mag aber fragen? Man dämmert so sacht hin. Um diese Jahreszeit hat Jeder bei sich zu thun und Besuch ist nicht zu fürchten. Da fühlt er die Leere doppelt. Kein Kind, kein Kegel im Haus. So lange das Mädel hier war, ritt er wie ein Landstallmeister, machte die weitesten Touren mit ihr; und ist nun auf keinen Gaul mehr zu bringen. Der Junge muß helfen. Der weiß ihn zu nehmen. Ob er aber kommt? Vielleicht nur auf dem Sprung. Ungeheuer strebsam, seit er den Karmesinstreifen trägt (nicht im bösen Sinn natürlich); und mit den p. t. Gefühlen wohl noch anderswo engagirt. Riecht man auf zehn Meilen. Sein alter Herr würde nie zugeben, daß zu einsam; ist aber. Keine Ansprache, nennt mans in Oesterreich. Keinen Mann zum Ausschwatzen. „Auf dem selben Fleck immer die selbe Frau, wenn man heimkommt": hat etwas Wahres. Da erst recht, wo, wie unter uns, von Intimität nicht die Rede sein kann. Bei mir ists [illegible] danke für Backobst und ähnliche Südfrüchte. Im Superlativ achtbar; doch nicht mein Typ. Also auf mich angewiesen. Mieze ist ja in Sicht und wird (so pflegte sies zu citiren) die sinnenden Runzeln wohl wieder von der Stirn ihres Jobberpapas wegbaden; wenn er bis dahin nicht Kopf und Kragen verloren hat. Meine Freude hält sich in gemäßigter Zone. Der Herr und Gebieter ist und bleibt doch die Hauptsache (soll auch). Kommt er mit, dann hängt sie an seinem Blick; muß er am Königsplatz schwitzen, dann ists ihr das halbe Vergnügen und sie sitzt täglich Stunden lang über feinen Briefbogen von Liebmann. Wir altmodischen Weiber sind nun mal nicht fürs Theilen. Na, man hat seine Arbeit und seine Sorgen. Bleiben Einem die Leute zur Ernte? Hält sie das Nähren aus oder muß eine Amme heran? Da rennen die Tage. Wo steht denn geschrieben, daß uns von draußen Freude beschert werden muß?

Tröstet, tröstet mein Volk, heißts in der Johannisepistel, mit der mein Morgen anfing. Nie schien mir Trost nöthiger. Kinder, wie siehts in der Welt aus! Zwar: an Krieg glaube ich nicht. Trotzdem im ersten (und letzten; seitdem nur Karten) Brief des Jungen stand, in der Großen Bude gelte für den Juli die Parole: Feldzug oder Urlaub. Warum denn? Wüßte nicht, wer ein Interesse daran haben sollte, unter dem Wurstkessel, in dem wir schmoren, rasch noch helleres Feuer anzumachen. Ahne freilich nicht, was in der Küche los ist. Zu tête-à-tête kamen wir in Berlin diesmal ja kaum. Frau Wöchnerin hielt mich fest; und wenn sie einschlief, fielen auch der Dame im Silber-

haar die Aeuglein zu. Also uninformirt bis in die Pechhütte; bis auf die paar Tips, die mir gabst, und auf frühere Belehrung. Nicht vergessen, daß mir im März schriebst, Bethmann-Hollweg werde zum Ersatz Posadowskys aufgespart, und prophezeitest, sobald im Haag der Rummel begonnen habe, werde Onkel Eduard den Neffen ins Inselreich einladen. Beides pünktlich eingetroffen. Alle Achtung. Davon wird aber der Kohl noch nicht fett. Von Deiner Weisheit auf den Grund zu hören, darf ich für absehbare Zeit nicht hoffen; ziehst mondäne Nordsee jedenfalls wieder Ferienruhe im Bauernhaus vor. Verlassen, verlassen; kein Mensch denkt an mich. Und die Erde ist wüst und finster.

Dunkler und wüster als je. Nach Allem, was wir erlebt haben, auch kein Wunder. Herr Fiesco ist nicht mein Genre; seine Thierreichsgeschichte gerade jetzt aber lehrreich zu lesen. „Mehrheit setzte durch. Roß, Löwe, Tiger, Bär, Elephant und Rhinozeros traten auf und brüllten laut: Zu den Waffen! Lamm, Hase, Hirsch, Esel, das ganze Reich der Insekten, der Vögel, der Fische ganzes menschenscheues Heer, Alle traten dazwischen und wimmerten: Friede! Der Feigen waren mehr denn der Streitbaren, der Dummen mehr denn der Klugen: Mehrheit setzte durch. Das Thierreich streckte die Waffen und der Mensch brandschatzte sein Gebiet.“ Weißt besser als ich, welchen Namen heute Löwe und Esel tragen; manchmal schon adelige. Muß so kommen, wenn Schwache und Dumme das große Wort führen. Freiheit! Je viens d'en prendre. In der Neuen Welt soll sie ja wohl residiren. Soll es weder Herren noch Knechte geben. Wers glaubt, wird selig. Patzkes Jüngster, der drüben war und offene Augen hat, erzählts anders. Elend und Schmutz bis über die Puppen. Der arme Mann, dessen Stimme Herr Rosenfeld (so muß er einmal ja geheißen haben) braucht, klagt über niederträchtige Ausbeutung, der reiche über Pöbelmißgunst, die ihn nicht zu Athem kommen lasse. Bleibt das Recht, den Präsidenten einen Ochsen zu schimpfen. Macht doch allein noch nicht glücklich. Und unser schönes Nachbarland (so hats, nach der Zeitung, S. M. in Kiel genannt)? Selbst für den Geschmack des mir von brüderlichem Leichtsinn Gefreiten gehts da radikal genug zu. Sozialüstlinge aller Sorten. Schöne Bescherung! Ein Strike nach dem anderen. Im Süden (wo wir uns in den alten guten Hotels so behaglich fühlten) Rebellion, weil der Winzer seinen Wein selbst zu Spottpreisen nicht mehr los werden kann, und meuternde Truppen. Gut für uns. Möchte die Gesellschaft, die mit Aufrührern verhandelt und unbotmäßige Soldaten nicht zu strafen wagt, während einer Invasion sehen. Aerger als 70. Wird sich auch hüten. Aber die Folge von liberté und égalité. In Rußland haben sie die Rasselbande ja weggejagt. Auf wie lange? Wenns

wieder zu krachen anfängt, wird Niki nervös und öffnet der Horde den Tauriersalast. (Stolypin gefällt mir übrigens; doch ein Mann, kein Wachsklümpchen in der Hand eines wildgewordenen Professors.) Lange genug hatte der Unfug gedauert. Daß die Leute schließlich die Auslieferung überführter Verschwörer weigerten, paßte zu allem Vorangegangenen. In Oesterreich wirds, fürchte ich, nicht viel besser. An die neunzig Sozialdemokraten. Ein Dutzend rother Kerle mußte der arme Franz Joseph in seiner Hofburg empfangen. Hast Du Worte? Aber man wollte, mit anderem Komfort der Neuzeit, ja das Allgemeine Wahlrecht haben. Sonst nicht auf der Höhe. Fahr'n mer, Euer Gnaden? Nichts für die Ergebenste. Aber um den noblen und gebildeten Adel ist mirs leid.

Bei uns sind die Jakobiner noch nicht ganz obenauf. Geben sich aber alle erdenkliche Mühe; und wie lange der Damm noch hält, wissen die Götter. Draußen: Du meine Güte! Wenn ich von Bündnissen, Abkommen, Verständigungen lese, wird mir blümerant. Neuer Dreibund, neuer Vierbund. Alles ohne uns. War man nicht gewöhnt. Dabei ewiges Juchhe, wenn Fremde uns die Ehre ihres Besuches schenken. Englischen Zeitungschreibern, die Herrn John Bull über Deutschland den Buckel vollgelogen haben, wird in der Orangerie der Frühstückstisch gedeckt (daß S. M. dann vom Roß herunter zu ihnen sprach, ungefähr wie Gutsherr zu schmausenden Knechten, gefiel mir; merkwürdiger Weise auch ihnen). Und in den kieler Berichten lese neben den üblichen Armours, Ballins, Huldschinskys diesmal Rohan, Decazes, Chocolat-Menier und anderes bedenklich Französisches. Mir unklar, warum Leute, die uns in kalte Finsterniß gebracht haben, sich hier sonnen dürfen. La bouteille d'encre. Können uns nicht mehr rühren und hätten allen Grund, steif zu sein. Was drin vorgeht, noch schleierhafter. Herr „von" Studt: na ja; galt längst als fällig und wäre wohl schneller gerutscht, wenn der Mob nicht versucht hätte, ihn zu stoßen. Warum aber Posadowsky gerade jetzt? Hat den Zolltarif gemacht, kennt unseren Osten und wußte immer, wo Barthel den Most holt. Nicht liberal genug? Fehlte noch, daß Ministerexistenz davon abhängig würde. Die Beamten waren nicht gut auf ihn zu sprechen, seit von Großindustriellen für Agitation zwölftausend Mark gefordert und seinen Direktor Woedtke dann als Sündenbock geschlachtet. So erzählt mans; kann für Richtigkeit aber nicht bürgen. Mir hat der Mann imponirt. Auch wenn ein Redegipfel zu röthlich strahlte. Alter Stil. Ernsthaft, ohne Theatermätzchen, fleißig und an allen Ecken beschlagen. Größtdenkbarer Gegensatz zu Seiner Durchlaucht, zu der nun mal kein Herz fassen kann. Wurde er etwa dadurch unmöglich? Einen, der solche Leistung aufzuweisen hat, sollte man nicht wegschicken, weil seine Nase

nicht gefällt. Von den neuen Herren weiß Unsereins nichts Gewisses. Muß schon froh sein, wenn nicht wieder aus Kontor und Börse. Du alte Preußenherrlichkeit! Unverständlich, weshalb noch vor der Nordlandreise. Der Innere hatte offenbar doch keinen Dunst davon, daß die Sense gedengelt wurde, die ihn mähen sollte. Für Adolf, den Abgeklärten, giebts natürlich kein Welträthsel. „Erstens braucht Bethmann den Sommer, um sich halbwegs einzuarbeiten, was in diesem Reichsamt kein Pappenstiel ist. Zweitens mußte der Kanzler, wie wir Geschäftsleute (wirklich: wir!) sagen, flink die Konjunktur ausnützen. Die Eulenburgerei hat er vom Hals. Jetzt oder nie: aufs Ganze! Nach der Reise hätte S. M., trotz Rücker-Jenisch als Bordbülow, sich um das Geschrei nach homogener Regirung vielleicht nicht bekümmert und dran gedacht, daß Allerhöchstselbst Posadowsky aus Posen importirt. Jetzt Depression, Neigung, auf populäre Vorschläge einzugehen; und daß der Personenwechsel populär, beweist Godefroys seliger Erbe durch Ausschnitte. Drittens: fünf Monate nach der Paarung muß am Reichsleib schließlich schon was zu merken sein. Viertens: acht gute Groschen für ein neues Thema, damit nicht noch länger über Männerliebe, Gesundbeterei, Spiritismus, Kamarilla etc. pp. gesprochen wird." So erklärt ers. Ueberzeugt mich aber nicht. Las doch, die Campagne gegen die Liebenberger sei zu Ende und der Ankläger habe ungeordneten Rückzug angetreten. (Trotzdem die Philiner mir Gräuel, war ich froh; einen Augenblick schiens ja, als sollten ein paar unserer besten Namen in die Schweinerei verwickelt werden. Die Folgen nicht auszudenken.) So kanns nicht gewesen sein. Wie? Werds hienieden sicherlich niemals erfahren.

Macht nichts. Daß kein Grund zum Jubel, weiß nur allzu gut. Selbst wenn 's Gravenhage keine peinliche Ueberraschung bringt. (Ist Marschall, dem die Misere der neunziger Jahre doch zu danken, in diesen Dingen denn zuverlässig?) Bei dem Namen fällt mir ein, wie fatal die Flucht ins Oeffentliche werden kann. Baucis kriecht so schnell, wie es die greisen Beine erlauben, ins Private zurück. In der sechsten Woche nach Trinitatis ist Mariechen, wenn nichts dazwischen kommt, wohl reisefähig. Ihr Vater ließe den alten Gäulen schon jetzt am Liebsten Stallruhe, um für die Einholung zu schonen; mit jungen Pferden zu gefährlich. Muß mich dran halten, wenn bis dahin fertig werden will. Das ganze Haus zu putzen. Solche Wohnscheune nur erträglich, wenn jeder Winkel propper wie Grenadierlederzeug. Die Marinefamilie muß eigenes Heim haben. Schlafzimmer, Kinderstube, Salon. Nur die Fütterung gemeinsam; sonst sollen sie sich at home fühlen und vor Störung sicher sein. Nicht leicht zu machen. Das Quartier des Jungen gebe ich nicht her; ist bis

auf den frischen Bettüberzug immer bereit. Also müssen wir Alten zusammenrücken; im Sommer, wo man die kühlen Stunden draußen, die heißen auf der Veranda verlebt, kein Unglück. Die Möblirung macht, ohne Pumpinstitut und Ladewigs großes Portemonnaie, einige Schwierigkeit. Baby bekommt Miezens Frühgarnitur. Noch Alles da (nur zu neuer Wickelkommode aufgeschwungen) und, nachdem mit Tutchen ganze Farbentöpfe verpinselt, fast elegant. Die Erwachsenen werden nicht ganz so gut versorgt; müssen sich eben nach der Decke strecken. An Bord hats der Herr Kapitänlieutenant schlechter; hier wenigstens Frau und Kind nebenan. Frau und Kind: die Leute feixen mich an, wenn ichs sage. Denen ists immer noch „unser Fräulein" und der Gedanke, sie als eine Mama wiederzusehen, geht ihnen nicht ein. „Und Elisabeth kam ihre Zeit, daß sie gebären sollte." „Und Du, Kindlein, wirst ein Prophet des Herrn heißen." „Es ist eine Stimme eines Predigers in der Wüste: Bereitet dem Herrn den Weg! Machet auf dem Gefild eine ebene Bahn unserem Gott!" „Das Heu verdorret, die Blume verwelket, aber das Wort unseres Herrn bleibet ewiglich." Dir böhmische Dörfer. Johannistag! Wirf einen Pferdekopf ins Sonnwendfeuer, alter Heide, Blumen vom Schleswiger Ufer in Eure Spree und empfiehl an diesem midsummerday das junge Reis der Gunst Deiner (sehr sonderbaren) Götter. Nur ein Mädchen? Bist sicher, daß ihr nicht Schulden zu zahlen brauchst. Solltest heute, nach dieser unpolitischen Hausmutterepistel, doch einsehen, wie bescheiden die armen Frauen sein können. Hast die beste gefischt. Und zu oft vergessen, wer auch nur ein Mädchen war:

Rina.

Berlin, am Tag der Floßschmach 1907.

Fru Frekke von Preußen!

In Deinem Kalender steht heute Jeremias; in meinem die Schande vom Niemen (sprich: Memel). Säkulartag. Den wir auf unsere Art feiern müssen. In der Geschichtstunde ein Fressen für den Kurländer, der wieder mal Treulosigkeit der Moskowiter demonstriren konnte. Faßte die Sache am falschen Zipfel. Alexander hielt sich ganz brav. J'ai souvent couché à deux, jamais à trois, pfaucht Bonaparte. Denkt dabei an Oesterreich; wäre aber für ein Kollateralbündniß (Rumantsow) mit Preußen erst recht nicht zu haben. Was soll der Zar thun? Im Paraderock der Preobraschenser, schwarz-roth-gold, weiße Hosen, Dreispitz mit Federbusch, ist er in das mit Zweigen und Blumengewinden ausgeputzte Floßhäuschen geeilt. Muß das brutalste Wort des Korsen allerliebst (charmant) finden. Und wagt sogar, für Preußen zu reden. Erwirkt ihm den Waffenstillstand vor der Räumung der letzten schlesischen und

pommerschen Plätze. Daß Friedrich Wilhelm schlecht behandelt wird, kann Alexander nicht hindern. „Schmeichelt der Eitelkeit des Kaisers", hatte er den Preußen gerathen. Friedrich Wilhelm kanns nicht. Sieht mürrisch zu Boden, stammelt mit schwerer Zunge sein Sprüchlein und läßt sich wie ein Schuljunge abkanzeln. Der Zar will nicht, daß Preußen von der Landkarte verschwindet? Schön. Zu Macht darf es aber nie wieder kommen. „Eine nette Armee! So handelt kein wahrer König! Ihr Hardenberg, der meinen Gesandten nicht empfangen wollte, darf mir nicht vors Auge!" Sechsundzwanzigster Juni 1807. Tröstet, tröstet mein Volk! Gar nicht so schwer. Ein anständiges Stück sind wir seitdem doch vorwärts gekommen. Solche Behandlung nicht mehr denkbar. Die sogenannte Welt sieht freilich anders aus. Erstes Wort Alexanders: Sire, je hais les Anglais autant que vous. Worauf Napoleon: En ce cas la paix est faite. Heute ist Frankreich der Makler, der zwischen England und Rußland den Abschluß macht. Eppur si muove! Unser Planetchen nämlich. Kann sich auch wieder so drehen, daß wir obenauf kommen. Ehe die Enkelin die Silbermyrthe aufsetzt. Will deshalb von dem Mann der Klagelieder heute nichts hören.

Nicht etwa zu ruchlosem Optimismus bekehrt. Kein Bein. Nur, was Rinas zornige Liebe Abgeklärtheit nennt. Resignation mit brauner Butter und Parmesan. Können die ältesten Leute verdauen. Bleibt uns denn Anderes? Wer an Gemeineigenthum und ähnlichen Spuk glaubt, kann lachen. Der Royalist hat sich sattgeschimpft und nur noch die Hoffnung aufs bessere Diesseits. Hast von Deinem Standpunkt aus ja Recht, wenn über das Freiheitgequak die berühmte Schippe ziehst. Ist aber mal die Route. Wer den Peitschenstiel in der Hand hat, läßt ihn nicht gern los. Ein so nützliches Erziehungmittel; und thut dem Gewöhnten nicht weh. Va bene, so lange die Anderen den verlängerten Rücken hinhalten. Thun Europäer aber nicht mehr. Rußland ist eine Sache für sich. Da muß noch gehauen werden; mit Maß und nach gerechtem Spruch, versteht sich. Witte hat selbst zugegeben, daß sein Wahlrecht ein Unsinn war. Mußte vielleicht aber kommen. Sonst hätten die Radikalsten nicht so schnell abgewirthschaftet. Die Verschwörung nehme ich nicht auf den Diensteid. Wohl mehr à la Angot: schwarzer Kragen und blonde Perücke. Alles wiederholt sich nur im Leben. Der Konvent sollte 1793 dem pariser Pöbel zweiunddreißig Girondisten, die Duma dem Zaren jetzt ungefähr eben so viele Sozialdemokraten (russischer Sorte) ausliefern. Alle Tyrannen ähneln einander, ma mie. Lange ging die Geschichte nicht mehr; und Stolypin, der kein Ueberflieger ist, aber nicht stiehlt, feste Nerven hat und arbeiten kann (für einen Russen, negativ und positiv, eine Riesenleistung), fand, daß mit den Analphabeten und Klugschwätzern

Zeit genug vertrödelt sei. Das Heer aufwiegeln, den Polen den Ausschlag jeder Entscheidung lassen: finis Russiae. Die Gelegenheit war günstig. Der Bauer denkt in dieser Jahreszeit nicht an Politisches, Geld ist noch zu haben und der größte Theil der Armee zuverlässig. Wenn Nika endlich aus dem Käfig kröche, würde er bejubelt. Trotz Staatsstreich und Belagerungzustand. Daß Leuten, die mit dem eigenen Haushalt nicht fertig werden, nicht Budgetrecht und Legislative anvertraut werden darf, ist in diesem Jahr Manchem klar geworden. Im Herbst wird mans, mit verändertem Wahlgesetz, noch einmal versuchen. Vielleicht giebts Etwas wie den preußischen Landtag lobesam. Wird aus den Kadeten, die bisher gascognisch stolzirten, ein wohlanständiger Nationalliberalismus, aus Purischkewitsch (den man, schon weil er die Deutschen nach ihrem Werth schätzt, bei uns nicht so ungehobelt schelten sollte) der Führer einer großen konservativen Partei, dann läuft die nicht mehr von Polen kutschirte Karre wieder ein Weilchen. Die Duma bewilligt ein Dutzend Milliarden für Eisenbahnen und Landeskultur: und Kokowzew bekommt, mit englischer Hilfe, so viel Geld, wie er haben will; braucht höchstens fünf Prozent und sanftere Behandlung der Kinder Israels zu versprechen. Auch ohne Parlamentirerei wäre die Lage nur gefährlich, weil Selbstherrschaft ohne Selbstherrscher unhaltbar ist. Einstweilen geht das Geschäft und der Kunde hat sich an pünktliche Zahlung gewöhnt. Wozu der Lärm? Gott bewahre uns vor einer russischen Demokratie! Die wäre der Todfeind des Deutschen Reiches.

Was wir wohl läsen, wenn in Russenland sechshunderttausend Bauern gegen die Regirung aufgestanden wären? Da Frankreich der Schauplatz ist, nimmt mans nicht ernst. Steuerstrike, Kommunalbeamtenstrike, Meuterei, Straßenkampf: Bagatellen, wie die vierzehn Schottenkadaver um Heißsporns Rappen. Ob Herr Clemenceau, der noch verantwortlich zeichnet, es auch so empfindet? Sein Ansehen ist ein Bischen lädirt. Den homme de gouvernement glaubt man ihm nicht mehr. Zu viel Geist und zu wenig Schöpferkraft. Journalist, nicht Politiker. Uns fast unverständlich; weil der radikale Chauvin auf deutschem Boden nicht wächst. Noch ein Prophetenkränzchen, bitte. Vorausgesagt, daß der alte Kampfhahn sich nur durch internationale Errungenschaft halten werde. Franko-japanisches, franko-spanisches, anglo-spanisches Abkommen; Italien, das noch nicht ungenirt ist, als heimlicher Partner. Davon lebt der Mann, der drei Viertel seiner Grundsätze verleugnet hat und von Jaurès als Reaktionär behandelt wird; lebt auch jetzt also von Eduards Gnaden. Wenn drüben so stramm auf Prestige gearbeitet wird, müssen wir wachsam sein. Deshalb auch ich nicht sehr entzückt von kieler Gesellschaft. Daß

die Snobs aller Länder hinſtrömen, um einen richtig gehenden Kaiſer nah zu ſehen und für einen Händedruck an der Brücke parat zu ſein, verſteht ſich. Die Hoheit von Monaco iſt als Agent der Republik dort und die Rohan, Decazes & Co. wollen auch irgendwas. Timeo Danaos (Adolf kennt den Vergil wie ſeine Weſtentaſche); ſelbſt wenn ſie Rennpreiſe ſtiften. Der Nachbar iſt nach dem Winter des Mißvergnügens merkwürdig munter geworden. Am dreizehnten Juni war Herr Jules Cambon, Botſchafter der Republik, mit zwei Sekretären in Dresden. Feierlicher Empfang beim König; der Miniſterpräſident, Geheimrath von Stieglitz und ein Sekretär anweſend. Nach der Uebergabe des Beglaubigungſchreibens Beſuch bei Johann Georg und der Prinzeſſin Mathilde. In unſeren Zeitungen ſtand nichts darüber. Lohnt aber. Beſondere Aufmerkſamkeit des Präſidenten Fallières, die Herr von Tſchirſchky den ſächſiſchen Landsleuten ſervirt, damit ſie erkennen, was er vermag? Oder Beginn neuer Mode? Bis in den Juli 1870 verkehrte Sachſen direkt mit Frankreich (Graf Seebach, der Vater des Intendanten, war der letzte Chef der Sachſenmiſſion in Paris). Seitdem beſorgt das Reich die Geſchäfte. Solls nun anders, der Franzos wieder bei allen deutſchen Höfen akkreditirt werden? Bismarck hätte mindeſtens eine Vaſe zerſchmiſſen. Die Sachſen ſchwören, Friedrich Auguſt voran, aufs Reich und Mißtrauen wäre Blech. Aber ſeltſam, daß nach ſiebenunddreißig Jahren der Separatverkehr mit deutſchen Fürſten und Bundesſtaatsminiſtern wieder anfängt. Cui bono? Nicht der Reichseinheit. Was zu beſprechen iſt, kann und ſoll in der Wilhelmſtraße beſprochen werden. Das Verlangen nach Centraliſirung des diplomatiſchen Verkehrs hat kein Partikularrecht geſchmälert; und der Drang, aus den einzelnen Reſidenzen franzöſiſche Wunſchfracht auf ſchiffbaren Kanälen nach Berlin zu bringen, wäre auch ohne hundertjährige Rheinbunderinnerungen unzeitgemäß. Der erſte Erfolg des ſanften Heinrichs, den die franzöſiſche Preſſe mit auffälligem Eifer lobt. Nach geräuſchvollen und ertragloſen Reiſen das erſte Lebenszeichen. Weniger wäre mehr. Nach Weſten überhaupt zu viel Betrieb. Mit Frankreich iſt auf Jahre hinaus für uns nichts zu machen. Wer an die Möglichkeit glaubt oder ſie vorſpiegelt, muß enttäuſchen: denn vor dem Abſchluß würde die hochnothpeinliche Frage (nach dem Reichsland) geſtellt, die der Deutſche nicht dulden darf. Keinen Knicks alſo und keine Fauſt. Sonſt haben wir das Geſchwür von Europa (Bismarcks Wort) nächſtens wieder auf unſerer Weſtflanke ... Senile Geſchwätzigkeit? Kennſt mein Herz noch lange nicht. Muß bis zum Uebelwerden wiederholt werden. Ceterum censeo: Jeder Verſöhnungverſuch bringt uns in Kriegsgefahr.

Die ſonſt nicht zu fürchten, wenn aus dem Grafenhag nicht etwa noch

Ueberraschung kommt. Die Dornen hat die erfreulich lebhafte Diskussion auch schlechten Augen gezeigt; ein Bischen Vorsicht noch: und wir kommen ohne schmerzhafte Schramme durch. So herunter, daß dann Halleluja. Marschall war hier nicht mein Mann. Hat, primo, als Jurist aber die für die Konferenz nöthige Vorbildung und, secundo, am Goldenen Horn in achtbarem Umfang zugelernt. Keiner, der für die Ueberzeugung den Kopf unters Beil legt. (Ausgestorbene Rasse.) Will aber von Oeffentlicher Meinung gut angeschrieben sein und weiß, daß auch aus Konstantinopel nichts mehr zu holen, wenn noch ein einziges Mal nachgeben. Daß Mr. Stead (dieser gutmüthige Friedensquäker soll auch einen versöhnlichen Brief unseres Herrn Kanzlers schwenken) ihn mit solchem Eifer lobt, könnte verstimmen. Doch wohl nur Sprenkel für die Drosseln. Das internationale Oberprisengericht ganz gut, weil ein Hinderniß britischer Willkür. Und Wehrmachtbegrenzung hat ihre Schrecken verloren. Auf den Leim kriecht der Deutsche nicht. Weiß nachgerade, daß er kleben bleibt. Das ist erreicht. Fast so viel schon wie bei Haby. Spurlos ist das Jahr seit Algesiras nicht vorübergegangen. Trotzdem alle offiziösen Puppen tanzen und man thut, als seien die alten und neuen agréments und Bündnisse Kinderspiel. Sinds nicht. Verdammt ernsthaft. Auf allen Seiten die Welt mit Brettern vernagelt. Rühren wir uns, dann haben wir eine Koalition auf dem Nacken, die sich im Mittelmeer und im Großen Ozean für diese Stunde freimachen kann. Zweck der neusten Assekuranzverträge. Die außerdem für Marokko wichtig. Was bietet Reinette für die Algesirasakte, wenn die Mittelmeermächte ohne (ist zu sagen: wider) uns einig sind? Makulaturpreis wäre das Höchste. Siehe übrigens mein Geehrtes von Ultimo März. Still sitzen. Den Mund halten. Sich nichts gefallen lassen. Nach 1807 kam 1870. Von Tilsit gings nach Sedan. Furchtlos abwarten. Mehr zu thun, hat das Genie des vierten Kanzlers uns nicht erlaubt.

Bleibt aber Trumpf. Hic et ubique (Philemon wie Wasser). Sobald mans ohne Gemüthsbewegung anschauen gelernt hat, ists das Lustigste, was je erlebt. Nie hatte ein Minister schlechtere Bilanzen: und gegen die Hymnen kommt kein Bohnenlied auf. Chlodwig ließ den Herrgott einen guten Mann sein und las französische Kitzelromane; übergab die Geschäfte immerhin aber noch in anderer Verpackung, als sein Erbe sie morgen übergeben mußte. Einsam, bedroht, nicht die lumpigste Kohlenstation in Sehweite; wenns den Herrschaften paßt, vielleicht von den Kolonien abgeschnitten. Eduard kann lächeln und einladen. Wer ist verantwortlich? Der ist verantwortlich. Salami. Mit Stolz nennen wir ihn trotzdem den Unseren. Daß er sich zu den Agrariern gerechnet, das Centrum verhätschelt, die Südwestsuppe eingebrockt, uns mit England brouillirt, mit

Italien kompromittirt, den marokkanischen Abschluß umfrisirt hat: ihm ist Alles verziehen. Denn er kann reden (et encore! Nur in unserer Duma ist diese Witzpredigerei eine Nummer) und läßt schreiben. Denn er ist artig und wickelt Jeden in Blümchen, sagt Jedem Elogen, über die ein Pavian in reiferen Jahren als Empfänger erröthen würde. Ueber die Leistung läßt sich nicht streiten. Alles verpulvert. Das Rennen macht immer wieder der Mann. Der paßt in die Welt. Kommt uns aber nicht billig. Hat die besten Ressortleute weggebissen. Miquel, Podbielski, Posadowsky. Und sich jedesmal lauten Applaus geholt. Da war der arme Studt. Wackerer Oberpräsident. Kriegt den Kultus (weil der große Ministerialfritz bequem mit ihm fertig wird) und giebt sich die redlichste Mühe. Macht ein Schulgesetz, dem selbst die Nationalliberalen („damit das Centrum uns keins diktirt") zustimmen. Wagt sich tapfer gegen die Polen vor und prästirt auch sonst diligentiam. Kann aber nicht reden. Nicht wesentlich ungeschickter als Andere; nur eben des Wortes nicht mächtig. Statt offen zu bekennen: „Redner bin ich nicht, verwalte meine Sachen aber anständig und sauber", versucht ers stets aufs Neue. Wird zum Türkenkopf, nach dem Alle zielen. Ist der Herr Ministerpräsident schuld? Gott bewahre! Der hat doch nicht verlangt, daß man sich in der Prinz-Albrecht-Straße mit den schwarzen Männern gut stelle. Der konnte einen unbrauchbaren Kultusminister doch nicht, mir nichts, Dir nichts, abschieben. Der bekommt die beste Hundstagscensur, als Studt das Amtliche gesegnet hat. Himmlisch. Einfach noch nicht dagewesen.

Der casus Posadowsky ist ernster. Stimmt, daß vom Kaiser entdeckt. Sein stärkster Treffer. Caprivi schwankte, als Maltzahn nicht mehr ins System paßte, zwischen Huene, Aschenborn, Schraut. Drei Oberpräsidenten empfahlen den posener Landeshauptmann; er kam ins Reichsschatzamt. Fürchte auch, daß in Sachen Woedtke nicht zu retten. Reichsamt des Inneren, wo Boetticher abgelöst, hatte vom Centralverband Deutscher Industrieller zwölftausend Mark erbeten; „zum Zweck der Agitation für den Entwurf eines Gesetzes zum Schutz des gewerblichen Arbeitverhältnisses". Jencke wollte „das etwas eigenthümliche Verlangen aus nahliegenden Gründen nicht zurückweisen" und gab, für Krupps Rechnung, fünftausend Mark. Die übrigen siebentausend wollte Bueck durch ein Cirkular auftreiben, das der rothe Schoenlank ans Licht brachte. Woedtke mußte die Schuld auf sich nehmen, durfte nicht mehr in den Reichstag, verlor sein Amt und hat das Herzleid nicht lange überlebt. Eine böse Geschichte. Der allzu Moralische ist mit dem Urtheil rasch fertig. Dein Bruder nicht. Einer mußte fallen. Posadowsky stand vor einer Riesenarbeit, die nur er leisten konnte, und stieß den Entbehrlicheren hinab. Ich lasse den Stein liegen und sage: Wer

so viel geleistet hat, mehr als seit Bismarcks Tagen im Reich und in Preußen Einer, ist solchen Fehls wegen nicht zu verdammen. Den Mann zu sehen, war eine Erquickung. Immer ernst und mit dem Herzen bei seiner Sache. Keinen Blutstropfen zu der Paradomanie von heute. Einer, der mit grauem Haar noch zu lernen und zu wachsen vermochte. Ideen hat nur er in den Reichstag gebracht. Und Jeder hätte geschworen: Der vertritt nicht, was ihm ganz gegen den Strich geht. Liberal? Natürlich nicht im Sinn altmodischer Fraktion. Doch ein Mann ohne Vorurtheil und von vernünftiger Duldsamkeit. Sozialist? Nicht mal ein kathedraler. Doch so gerecht und ohne Prunk evangelisch, daß er das Klassenbewußtsein überwand und sich zerarbeitete, um die Millionen für den Kampf ums Dasein besser zu rüsten. Merkst, Vielliebchen, daß beinahe pathetisch werde. Schluß. Seit Jahren wird gegen ihn gehetzt. „Ziffernmensch". „Aktenwurm". „Weltfremder Theoretiker". Noch das Sanfteste. Er wußte, daß S. M. ihn zu schwerfällig finde, der Kanzler nicht riechen könne. Jetzt werden ihm allerlei Intriguen nachgesagt. Dummes Zeug. Dazu hatte er gar keine Zeit. Daß er gegen die Auflösung war, ist richtig; hat sich, als einmal beschlossen, aber mit ihr abgefunden. „Das durfte nicht so hastig gehen": war sein schroffstes Wort. Daß die Rothen Beträchtliches verlieren würden, hat auch der Manager im Dezember nicht geglaubt. Und wer von den Beiden mit dem Centrum intimer war, hat Jeder, der nicht blind sein wollte, gesehen. Arenberg war des Kanzlers Spezi und Orterer wurde von der Durchlaucht wie ein Potentat empfangen. Quand même: „ein Pfaffenknecht, der in die Blockaera nicht taugte". Meinetwegen. Wenn der Block, wie ein Schneemännchen im August, geschmolzen ist, werden Deutsche noch dankbar von Posadowsky sprechen. Weiß nicht, ob er sich beim Becher je einen Agrarier genannt hat. Aber gethan, was der Andere nur malte. Dafür ist er nun weggeschickt. Ohne viel Federlesen aufgefordert worden, den Platz zu räumen. Die Teckelgeschichte, unvorsichtige Worte der Frau, die an einen Umzug von 74 nach 77 zu denken schien, Rivalenneid: vielleicht gings wirklich nicht weiter. Daß der Kanzler sich die Gehilfen wählt, ist in der Ordnung. Wer solche Opfer fordert, muß aber danach sein. Und seine Sachlichkeit nicht dadurch beweisen, daß er den Besten hinausdrängt und die Freiherrlichkeit der Stengel und Tschirschky gewähren läßt.

Beim Urtheil über die neuen Männer muß ich passen. Der königsberger Moltke war sogar für den Kanzlersitz schon im Gerede und ist jedenfalls kein Bureaukrat. Schade nur, daß gerade im preußischen Inneren ewiger Wechsel und Keiner recht warm wird. Bethmann-Hollweg (man sollte die bonner Borussen an der Spitze mal zählen; nichts dagegen, aber ein Bißchen viel) eine

ganze Ecke über Durchschnitt. Gebildet und mit einem Hang ins Moderne (Pardon!); aber nicht stämmig genug für das Reichsamt des Innern. Wirds getheilt, dann meldet sich für die minder politische Hälfte auf Dernburgs Spur erröthend wohl kaufmännischer Ehrgeiz. Bethmann ist wirthschaftlich liberaler als Posadowsky; für mäßigen Zoll und für die berühmte Selbsthilfe. Kränkelt aber: und soll nun auch in Preußen Vice sein, dem Durchlauchtigen also die ganze Arbeit abnehmen. (Rheinbaben, der Nächste dazu, ist ihm zu forsch, zu reich an Gedanken, zu temperamentvoll, wird deshalb mit dem Schwarzen Adler abgefunden und gleicht dem vom Förster angeschlagenen Baum, dessen letzter Tag nicht mehr fern ist.) Wer preußischer Minister war, wird nicht gern Staatssekretär; steigt vom Kollegen des Kanzlers ja zur Untergebenheit herab. Bei Bethmanns Gesundheitverhältnissen ein doppeltes Opfer. Für den Kultus mit humanistischer Beilage hat man das mit Recht so beliebte unbeschriebene Blatt genommen. Adickes war wohl nicht zu haben und andere Kandidaten von Ruf wollten nicht allzu sehr in Althoffs Hand sein. Zu machen ist doch nichts, so lange Staat und Kirche zusammengemörtelt sind und unser gutes Preußen sich einbildet, noch immer die besten Schulen zu haben. Daß nach diesem Revirement die nie Getrübte aber den deutschen Liberalismus begehrlich findet, kann mir kaum denken. Die Bescheidenheit selbst. Zwei Staatssekretäre ihrer Farbe sollte die blockirte Linke schon zu Weihnacht bekommen. Konnten nicht geliefert werden. Artige Kinder schreien nicht. Kriegen sie was? Bethmann hielt, Stengel wird täglich welker. Und der Bülow ist so, der Bülow gerettet.

Die Konjunktur ausnützen: Das war, wie vor sechs Monaten, die Forderung des Tages. Dein spekulativer Philosoph hat den Nagel wieder aufs Köpfchen getroffen. Mit totsicherem Instinkt auch die Bedeutung des liebenberger Handels erkannt. Schon vorbei? Unwahrscheinlich, mein Schätzchen. Das mit dem Rückzug ist Preßblech. Das dicke Ende kommt nach und ich fürchte, wir werden mehr hören, als uns lieb ist. „Mein Geliebter! Meine Seele!" Für den Anfang nicht übel. Bist also im Bild. Für Spiritismus, Schwarze und Weiße Magie, Gesundbeterei wohl ebenso wenig zu haben wie für die süßeren Sachen. Halten wir uns ans Politische, so ist die Wirkung der Rede werth. Monsieur Lecomte wird dem Lande nicht mehr schaden. In keinem Staatsgebäude so leicht wieder eine séance veranstaltet werden. S. M. ist Leute los, die nicht in seine Nähe paßten (Charon hat den Kahn übrigens noch nicht wieder angekettet; wittert er noch was?), und braucht nicht mehr aus Harfners Mund zu hören, er habe das Zweite Gesicht der Stuarts geerbt. Bleibts dabei, kann die Brust sich freier heben. Ueber die Sichtbaren mag Jeder nach Wissen und Gewissen urtheilen.

Spirits, Couliſſenſchieber und im Dunkel ſchwärmende Freunde der Männerpaarung erreicht unſer Auge nicht. Jetzt hat Reſerve Ruh. Auch dem Kanzler gönne ichs. Die verfolgte Unſchuld hatte ſo viel zu leiden. Phili, Miquel, Stuebel, Podbielſki, Ernſt Hohenlohe, Studt, Poſadowſky: Alle hemmten ihn im Lauf nach dem Siegerkranz. Alle ſind fort: und die Bahn iſt nun frei. Holt er die grüne Krone? Adolf hat die ganze Barſchaft auf Villa Malta geſetzt.

Der iſt mein Troſt in Thränen. Der letzte Edelmann alten Schlages. Zärtlicher Gatte und treuer Vater. (Hat ſicher auch alle faulen Papierchen vor der Dividendenebbe abgeſtoßen.) Daß Dich jetzt, wo noch freyjahaft prangſt, mit dem Gedanken ans Altern vertraut macht, ſchlechtweg meiſterlich. Wäre nie drauf gekomnen. Als die Wochenpflegerin zu dem Kind ſagt: „Großchen iſt da! Na, nu kuck' mal die Omama an!“ ... Bitte: haſt gezuckt. Und ich Eſel mit Eichenlaub wollte die dumme Perſon entſchuldigen und trat erſt recht ins Fettnäpfchen. Adolf der Weiſe hat den pſychologiſchen Moment ſofort gefunden. Jetzt oder nie. Sah oft genug (Herrgott: in Familien natürlich), wie furchtbar die feinſten Frauen unter dem Herbſtſchauer leiden. Keinen Uebergang finden. Ihre eigene Karikatur werden. Weil ſie glauben, ohne das plump „weiblicher Reiz“ genannte Fluidum nicht leben zu können, und künſtlich nachhelfen. Alles erſpart er Dir. Längſt vor der Kriſis. Und wenns bei Fru Frekke dann je ſo weit kommt (Weiß mans? Auch die Tugend hat ihre Ninons), ſieht ſies lächelnd. Pferdeköpfe und Spreebouquets? Rinas Enkelkind braucht keinen Sonnwendzauber. Kein ſäuerliches Damenlächeln, Sieglinde; ſonſt wird tiefe Ergriffenheit nur noch, zu volksthümlichen Preiſen, markirt. Für das Familiäre ſorgt Lotte. Die, bei ſtrömendem Regen (hier jeglichen Tag), wieder „das Allernöthigſte“ einholt; für Baby natürlich, das erſt vier Gummipuppen, zwei Nickmänner und ein unzerreißbares Bilderbuch hat. Laß ihr die Freude. Erlebt ſie zum erſten Mal und hielt nie einen Adolf am Buſen. Dein Bruder iſt nicht der Schlimmſte (war in allem Monogamiſchen auch vor der Abrüſtung, trotz Spott und Hohn, immer ein Muſter), zu Gefühlsexpanſionen aber verdorben. Vielleicht von Dir, der Vierteljahresberichte wichtiger als die zierlichſten Kareſſen. Alles wohlauf und, trotz Hundewetter, in Reiſeſtimmung. Marie könnte morgen auf die Eiſenbahn. Geduld kann aber nie ſchaden. (Bitte, den geehrten Landsleuten und Reichsleitern mitzutheilen.) Haſt gezweifelt, daß wir ſie ſelbſt in Kreſſin abliefern? Feſtſetzen geht leider nicht. Mittageſſen, Gang über die Felder, ein Stündchen für unſere Gräber: und über Kiel an die Nordſee. Kur, nicht Vergnügen. Das bringt nur das Wiederſehen Deinem

Moritz.

Der Normale und die Homosexuellen.

Das Interesse der Homosexuellen an einer richtigen Beurtheilung ihrer Persönlichkeit ist leicht einzusehen und auch in den letzten zehn Jahren oft genug erörtert worden. Nun ist aber diese Beurtheilung durchaus nicht von ihnen selbst abhängig (obwohl sie durch ein geeignetes Verhalten in viel höherem Grade dazu beitragen können, als es bisher der Fall war), sondern in erster Linie von der Einsicht und dem guten Willen der anders Empfindenden. Da jedoch die menschliche Natur so geartet ist, daß sie bei jeder Konzession bewußt oder unbewußt fragt, welcher Vortheil und welcher Gewinn für sie selbst dabei zu erwarten sei, und erst, wenn sie das für sie Nützliche einsieht, aufhört, gleichgiltig zu sein, scheint es mir der Mühe werth, heute einmal im Zusammenhang zu untersuchen, ob und weshalb auch für die Normalsexuellen die Befreiung der Homosexuellen wichtig ist.

Da ist zunächst zu erwähnen, daß jeder Homosexuelle einem mehr oder minder großen Familienkreis angehört. Er hat eine Mutter, die oft mit besonderer Liebe an dem Kind hängt, dessen Sonderart sie fühlt, ohne sie freilich in ihres Wesens Kern zu erkennen; er hat einen Vater, Brüder und Schwestern und Andere, die ihm verwandt oder verschwägert sind. Für sie Alle ist es natürlich von Belang, ob ein von ihnen geschätzter Mensch sich eines Tages als „Sittlichkeitverbrecher" erweist, ins Gefängniß kommt oder zum Revolver greift. Ist dieser Angehörige in Wirklichkeit aber gar kein Sittlichkeitverbrecher, gehört er vielmehr nur zu einer in ihrer Eigenart bisher noch nicht richtig erkannten und genügend bekannten Abart der Gattung Mensch, so erduldet nicht nur der Homosexuelle unverschuldet sein schweres Geschick, sondern auch seine Familie unverdient Schande, Schmerz und oft auch ideellen und materiellen Schaden.

Bedenken wir nun, daß die Zahl der Homosexuellen ungleich größer ist, als man früher glaubte (nach zuverlässigen Statistiken soll unter fünfzig Personen im Durchschnitt eine rein homosexuelle sein), so ist bei einer falschen Beurtheilung der Homosexuellen jede zweite bis dritte Familie der Gefahr ausgesetzt, in einen höchst unangenehmen Familienskandal verwickelt zu werden. Thatsächlich würden solche Familienskandale auch fast täglich vorkommen, wenn nicht Zweierlei davor schützte: die Heimlichkeit homosexueller Handlungen und die milde, wenn auch recht ungleiche Handhabung des Gesetzes. Ungleichheit aber ist in solchem Fall fast identisch mit Ungerechtigkeit. Würde ich mich nicht durch mein Berufsgeheimniß für gebunden erachten, so wollte ich mich anheischig machen, fast auf jeder Seite des Gothaischen Almanachs Familiennamen zu bezeichnen, unter deren Trägern mir im Lauf meiner Praxis mindestens einer als homosexuell bekannt geworden ist.

Durch ein homosexuelles Familienmitglied können aber die heterosexuellen Verwandten nicht nur indirekt, sondern auch direkt Nachtheile haben. So, wenn das Verlöbniß einer Schwester, die Karriere eines Bruders, der Gesundheitzustand der Mutter eines Homosexuellen schädlich beeinflußt werden. Für all Das könnte ich Beispiele anführen. So kenne ich einen Fall, wo das Verlöbniß eines jungen Mädchens mit einem Marineoffizier zurückging, weil ihr Bruder als homosexuell bekannt wurde; einen anderen, in dem ein Herr einen höheren Posten nicht erhielt, weil ein ihm Verwandter in eine homosexuelle Sache verwickelt war. Diese Einbuße an menschlichem Wohl wird erst aufhören, wenn das homosexuelle Problem eine gerechte und richtige Lösung gefunden hat. Als gelöst aber kann es erst dann angesehen werden, wenn mit ruhiger Unbefangenheit ein Mann oder eine Frau, denen man eifrig zur Heirath zuredet, sagen kann: „Bedaure, ich bin homosexuell." Unter den heutigen Verhältnissen haben, wenn auch schon ein gewisser Fortschritt wahrzunehmen ist, nur die wenigsten Homosexuellen den Muth zur Wahrheit. Und so sehen wir denn, daß Bekannte und Verwandte, vor Allen die Eltern, den Homosexuellen vielfach zur Heirath drängen, ihm „Partien vorschlagen" unter eingehender Schilderung aller dabei für ihn sich ergebenden äußeren Vortheile. Viele geben schließlich nach, das Gefühl der eigenen Vereinsamung tritt als verstärkendes Motiv hinzu: und so kettet sich auch hier wieder das Los eines normalen Menschen an das eines oder einer Homosexuellen.

Ich will hier nicht auf die wiederholt erörterte Frage eingehen, ob überhaupt und unter welchen Umständen ein homosexuell Empfindender heirathen darf, auch nicht prüfen, ob er sich nicht einer schweren Unterlassung, ja, eines Betruges schuldig macht, wenn ers ohne Aufklärung seines Partners thut. Die Zahl der unglücklichen Ehen, der Eheirrungen und Ehescheidungen würde wesentlich geringer, wenn nicht der Homosexualität, vielfach sogar schon dem Junggesellenthum und Altjungfernthum ein so arger Makel anhaften würde. Wer nicht heirathet, weiß schon, weshalb er es nicht thut. Als neulich in Berlin ein homosexueller Handwerker, der verhaftet werden sollte, sich erschoß, sagte die fast gleichgiltig danebenstehende Ehefrau zu dem anwesenden Beamten: „Er hat nicht nur seinem Leben, sondern auch seiner schrecklichen Ehe ein Ende bereitet."

Diese Seite des homosexuellen Problems hat auch bei negativer Betrachtung für die Normalsexuellen noch eine praktische Bedeutung. Homosexuelle Männer und Frauen, die heirathen, besetzen häufig Plätze, die für andere reservirt sind. Nehmen wir einmal den gar nicht so seltenen Fall, ein homosexuelles junges Mädchen, das nicht zur Ehe taugt und neigt, heirathe einen normalen Mann, mit dem sie in kühler kinderloser Ehe lebt. Hätte das junge Mädchen gesagt: „Ich kann nicht heirathen, ich bin homosexuell", so hätte der Mann ein zur Ehefrau geeignetes, sich danach sehnendes und trachtendes Mädchen zur glücklichen Frau und Mutter machen können. Wenn nur die zur Ehe Tauglichen heiratheten, dann brauchten weniger Geschlechtswesen unbefriedigt zu verkümmern.

Allerdings gelingt es manchmal Homosexuellen, eine Ehe auch fruchtbar zu gestalten. Da tritt uns aber ein Argument entgegen, das für die Allgemeinheit von noch größerer Bedeutung ist als die Verhütung von Familienskandal und unglücklichen Ehen: das Interesse der Rassenhygiene.

Man spricht heute viel von Züchtungpolitik, erblicher Belastung und Degeneration. In der That ist es eine wichtige Aufgabe, das Gefühl der Verantwortlichkeit vor den entstehenden Kindern zu heben und zu stärken. Alle Bestrebungen, die darauf hinzielen, für eine gute und gesunde Nachkommenschaft zu sorgen, verdienen den Dank der Nation. Müssen wir, wenn wir im Naturwalten überhaupt einen Sinn erblicken wollen, nun aber nicht annehmen, daß ein zur Fortpflanzung führender Verkehr den daraus hervorgehenden Kindern nicht zur Förderung dienen kann, wenn er widerstrebend, mit Abneigung oder sogar erzwungen vollzogen wird?

Die theoretische Voraussetzung, daß die Homosexuellen nicht gute Erhalter der Art sein können, scheint durch die Erfahrung bestätigt zu werden. Wir besitzen zwar noch keine Statistiken über die Nachkommenschaft von Homosexuellen; ich kann aber Fälle anführen, die immerhin sehr zu denken geben. Ein homosexueller Offizier aus Süddeutschland heirathete, sehr gegen seine Neigung. Seine beiden Töchter sind Prostituirte in Berlin. Ein homosexueller Gymnasiallehrer verheirathete sich mit einem älteren Mädchen, der Tochter eines väterlichen Freundes: sein einziger Sohn kam als Achtzehnjähriger in eine Irrenanstalt. Vom Standpunkt der Degeneration und Züchtunghygiene ist jedenfalls der Verkehr eines Homosexuellen mit einer Person des gleichen Geschlechtes weniger gefährlich und der Beachtung werth als der Verkehr eines Homosexuellen mit einer Person des anderen Geschlechtes. Oft ist jetzt von Heirathverboten die Rede: für hochgradig Tuberkulöse, stark Alkoholische, florid Syphilitische. Wenn § 175 etwa durch ein Heirathverbot für ausgesprochen Homosexuelle ersetzt werden könnte, so würde, glaube ich, damit beiden Theilen, den Normalen und den Homosexuellen, in gleicher Weise gedient sein.

Wenn der Verkehr männlicher Homosexueller in Deutschland nur etwa so bewerthet würde wie jetzt der Verkehr weiblicher Homosexueller (also als eine Privatangelegenheit zweier Erwachsenen, in die sich hineinzumischen als taktlos gilt), dann bliebe uns mancher Skandal erspart; nicht nur den Familien, sondern auch vielen Berufsständen und Korporationen. Alljährlich verliert unsere Armee tüchtige Offiziere, die sich wegen Homosexualität erschießen, desertiren, ihren Abschied nehmen oder bekommen. Mit Recht sagte mir einmal ein Kriegsgerichtsrath, als wieder einmal ein Offizier, dem man eine glänzende Karriere vorausgesagt hatte, nebenbei der einzige Sohn und Stolz seiner Mutter, in Folge einer homosexuellen Geschichte, und zwar der üblichen (er war in die Hände eines Erpressers gefallen), entlassen wurde: „Wir wären froh, wenn

§ 175 fiele. Handelt es sich um einen Untergebenen, so kommen wir mit den Bestimmungen über den Mißbrauch der Dienstgewalt aus. Brauchten wir uns um homosexuelle Affairen von Offizieren so wenig zu bekümmern wie um die heterosexuellen Privatangelegenheiten, so würden sicher die Fälle mit Untergebenen sich erheblich verringern, die anderen könnten wir dann ignoriren und uns blieben viele gute Offiziere erhalten."

Aehnlich ist es mit Staats- und Privatbeamten; auch von ihnen werden alljährlich viele aus ihrer Laufbahn geschleudert. Dieser Ausfall an Menschenmaterial, an geistigen Potenzen, an materiellen Mitteln kann aber, wenn er, auf falschen Voraussetzungen beruhend, überflüssig ist, für die menschliche Gesellschaft als solche nicht gleichgiltig sein. Was hätte Oskar Wilde der Menschheit noch an Kunstwerken zu schenken vermocht, wenn er nicht in Folge seiner Homosexualität von der Höhe des Schaffens in das Zuchthaus und in einen frühen elenden Tod getrieben worden wäre! Ein angesehener Jurist, Professor Kohler, hat allen Ernstes einmal den Vorschlag gemacht, man solle bei geistig hochstehenden Homosexuellen eine Ausnahme von der Regel machen und sie toleriren. Das wäre aber doch allzu ungerecht gegen die ohnehin schon ungünstig gestellten unteren Klassen. Ein Beispiel anderer Art. Wenn zwei Großkaufleute, wie Krupp und Israel, statt den (berechtigten oder unberechtigten) Anschuldigungen der Homosexualität zu erliegen, ihr Geld in einem Land verzehrt hätten, wo das Gesetz homosexuellen Verkehr nicht verbietet, dann hätte unser Fiskus viel Steuergeld verloren. Mancher Homosexuelle zieht heute eine freiwillige Verbannung den ihm drohenden Gefahren vor. Auch der Finanzminister könnte sich also für die Aenderung des Paragraphen verwenden. Sein Interesse geht sogar noch weiter. Wenn die Homosexuellen nicht antisoziale Schädlinge sind, sind die Kosten für ihre Verfolgung, die Voruntersuchungen, Gerichtsverhandlungen, die Gefängnißstrafen unnöthig und die ersparten Gelder könnten Kulturzwecken zu Gut kommen.

Sind die Auswanderer und die Vielen, die sich scheu und verschüchtert von aller öffentlichen Wirksamkeit zurückhalten, damit sie möglichst wenig beachtet werden, nur ein Verlust für ein Staatswesen, so bilden die vielen deklassirten Homosexuellen, die aus ihrem Beruf, ihrer Laufbahn geschleudert wurden, die immer tiefer sinken, weil sie nichts Rechtes mehr mit sich und ihrem Leben anzufangen wissen, geradezu eine Gefahr, indem sie aus fälschlich dafür gehaltenen zu wirklichen Feinden der menschlichen Gesellschaft werden. Wie muß solchem Mann zu Muth sein, wenn er einen Kameraden, einen Studienfreund, der in Sachen der Liebe durchaus nicht prüd war, in hoher Stellung wiederfindet, während er, an Können und Aussichten ihm einst durchaus ebenbürtig, an seiner Homosexualität gescheitert, nun mühsam als Agent, Vermittler oder Klavierspieler sein Leben fristen muß! Solche Schicksale verbittern, machen mißmuthig,

erzeugen Menschenverachtung und Menschenhaß, unter denen die normale Bevölkerung dann selbst wieder leidet. Wie anders sähe es aus, wenn man die Homosexuellen tolerirte, sie sich als tüchtige Glieder der menschlichen Gesellschaft bewähren ließe, wozu sie oft alle Fähigkeiten haben!

Uebrigens kann das mangelnde Vertrauen der Homosexuellen zu einer Kirche, die sie verstößt, einer Behörde, die sie verjagt, einer Justiz, die sie, ihrer Auffassung nach zu Unrecht, bestraft, einem Arzt, der ihnen aus Unwissenheit die Ehe als Heilmittel empfiehlt, einer Gesellschaft, die sie verhöhnt und beschimpft, auch auf objektiv und gerecht denkende Normale übergreifen; auch sie können einer Obrigkeit mißtrauen lernen, die sich mit den Befunden wissenschaftlicher Forschung in Widerspruch setzt und völlig inkonsequent handelt, da sie bei Männern verfolgt, was sie bei Frauen freiläßt, unter vielen ähnlichen Akten als straffällig nur beliebige und unter sehr vielen Personen nur ganz wenige herausgreift, die ihr zufällig in den Weg laufen.

Noch in einer anderen Beziehung hat die Gesammtheit ein Interesse daran, daß der Bann von den Homosexuellen genommen wird Wenn eine größere Bevölkerungsgruppe aus irgendwelchen Gründen Diebe, Erpresser, Räuber, Betrüger, Fälscher nicht anzeigt, und zwar nicht etwa aus Mitleid, um sie zu schonen, sondern aus Furcht, um sich zu schonen, so schützt sie das antisoziale Verbrecherthum und leistet ihm Vorschub zum Nachtheil des Staatsganzen, zum Schaden der oft noch besserungfähigen Leute selbst. Das geschieht, unter dem Druck der heutigen Gesetzgebung und Anschauung, jetzt nur allzu oft. Nicht leicht wird Jemand eine Anzeige erstatten, wenn er Gefahr läuft, mit auf die Anklagebank zu kommen oder auch nur auf disziplinarischem Wege gemaßregelt zu werden. Dieses Risiko aber läuft der Homosexuelle, da der von ihm angezeigte Erpresser gewöhnlich nichts Eiligeres zu thun hat, als aus dem Untersuchungsgefängniß eine Gegenanzeige auf Grund des Paragraphen 175 einzureichen. Und immer noch kann es vorkommen, daß solche Anzeige beachtet wird. Vor einiger Zeit erbat ein Offizier, dem ein Erpresser innerhalb einer Woche zwölftausend Mark abgenommen hatte, meinen Rath. Als ich ihm dringend empfahl, den chanteur festnehmen zu lassen, fragte er weiter: „Wird meinem Regiment Mittheilung gemacht, auch wenn ich, ohne mich im Sinn des Paragraphen 175 strafbar gemacht zu haben, nur als Zeuge auftreten muß?“ Als ich diese Möglichkeit, nach früheren Erfahrungen, nicht abweisen konnte, sagte er: „Dann muß ich eben weiter zahlen.“

Wenn heute in einigen Großstädten, wie Berlin, Hamburg, Breslau, München, die Kriminalpolizei den Homosexuellen bis zu einem gewissen Grad mit Verständniß entgegenkommt, so beruht Das nicht nur auf der durch persönliche Erfahrung gewonnenen Kenntniß und Erkenntniß der eigentlichen Natur der Homosexuellen, sondern auch darauf, daß die Polizei hofft, im Bund mit den

Homosexuellen gegen das eigentliche Verbrecherthum, unter dem Diese mehr als die Normalen zu leiden haben, wirksam vorgehen zu könnnen.

Bei richtiger Beurtheilung kann der Homosexuelle auch manche zu leichtsinnigem und schlechtem Lebenswandel neigende Menschen vom Untergang erretten. Schon jetzt sehen wirs manchmal. Wie oft nimmt sich ein Homosexueller eines heruntergekommenen Menschen an, der arm, verwaist, elend, stellung- und wohnunglos ist, erhält ihn, läßt ihn Etwas lernen und sucht ihn nach Möglichkeit zu heben, zu bilden und zu fördern. Was von Arm und Reich gilt, gilt auch von geistig Reichen und geistig Armen, Erfahrenen und Lernenden, Aelteren und Jüngeren. Jede Förderung menschlicher Persönlichkeit steigert aber die Volkskraft. Der Homosexuelle kann so im negativen und im positiven Sinn, indem er den Freund vom Schlechten zurückhält und zum Guten anhält, dem Einzelnen und der Gesammtheit nützen. Voraussetzung ist natürlich, daß in solchen Bündnissen das Seelische, Geistige, Veredelnde, das Bedürfniß nach Anlehnung in den Vordergrund, der Gedanke an körperliche Berührungen in den Schatten tritt.

Der Homosexuelle muß nach einer Entwickelung streben, die bewirkt, daß, wenn von ihm die Rede ist, wie beim heterosexuellen Mann und Weib an seine Persönlichkeit, an seinen Typus als etwas Ganzes, auch wohl an die seelische Richtung seiner Neigung gedacht wird, nicht aber an etwa damit im Zusammenhang stehende Akte, wie es heute meist noch geschieht. Aus dem Recht, daß man sich um seine Privatsache nicht kümmere, wenn er keines anderen Menschen Recht und Willen verletzt, erwächst dem Homosexuellen die Pflicht (die man ja auch von dem Normalen verlangt), seine Liebe nach Möglichkeit edel und segenreich zu gestalten.

Wollte ich mein Thema völlig erschöpfen, so müßte ich vor Allem noch auseinandersetzen, wie wichtig die Kenntniß des homosexuellen Problems für das psychologische Verständniß der Menschen im Allgemeinen ist, von wie hohem Werth besonders auch für die individuelle Erziehung und die Berufswahl, von wie starkem Einfluß bei der Bewerthung und Behandlung menschlicher Individualitäten und Individuen. Das Gesagte aber dürfte genügen, um zu zeigen, daß der Normale auch im eigenen Interesse, nicht etwa nur aus Menschlichkeit und Gerechtigkeitsinn, bestrebt sein sollte, an der Bewältigung dieser Kulturaufgabe mitzurathen und mitzuwirken.

Charlottenburg. Dr. Magnus Hirschfeld.

Meister Perez, der Organist.*)

Als ich in Sevilla in der Vorhalle der Kirche zur Heiligen Agnes auf den Beginn der Weihnachtmette wartete, erzählte mir eine Pförtnerin des Klosters die folgende Geschichte. Natürlich war ich danach noch ungeduldiger, diesem Wunder beizuwohnen.

Trotzdem war nichts weniger wunderbar als die Orgel bei Sankt Agnes, nichts gewöhnlicher als die geschmacklosen Motetten, womit uns der Organist in jener Nacht bedachte. Als ich aus der Kirche trat, konnte ich mich nicht enthalten, die Pförtnerin mit spöttischem Lachen zu fragen: „Woher kommt es, daß die Orgel des Meisters Perez heute so schlecht spielt?“

„Ei“, entgegnete die Alte, „weil es nicht seine Orgel ist.“

„Nicht seine? Was ist denn aus der geworden?“

„Die ist vor Alter in Stücke gefallen; sie war auch schon hübsch alt!“

---

*) Gustavo Adolfo Becquer, der 1836 in Sevilla geborene Sohn eines spanischen Malers von deutscher Abkunft, wird zu den Neu-Romantikern gezählt. Herr Stauf von der March sagt (in der Einleitung zu dem bei Dr. Franz Ledermann erscheinenden Band „Legenden“, dem die hier abgedruckte Erzählung entnommen ist) über ihn: „Kaum ein Dichter hegt für die Vergangenheit solche fromme Verehrung wie Becquer. Diese rührende Anhänglichkeit an eine versunkene Welt kleidet seine starke künstlerische Individualität in den azurblauen Königsmantel des naiven Lyrismus (hier vermag man deutlich den Einfluß des germanischen Ursprunges zu erkennen) und krönt sie mit dem phosphoreszirenden Heiligenschein der religiösen Phantastik (Einfluß der romanischen Erziehung).“ Den mit neun Jahren verwaisten Knaben hatte eine wohlhabende Taufpathin ins Haus genommen und, unter der Bedingung, daß er ein ehrsamer Kaufmann werde, zum Erben ihres Vermögens bestimmt. Dazu konnte der Erwachsende sich nicht entschließen. Eines Tages lief der Achtzehnjährige aus dem Haus und kam mit leeren Taschen in Madrid an. Mangel, Sorge für den nächsten Morgen, bitterste Noth wurden nun seine Gefährten. Er schrieb Feuilletons, Kritiken, Operntexte; kam aber nicht vorwärts. Als sich Schwindsuchtsymptome zeigten, verschafften Freunde ihm den Posten eines Schreibers bei der Direktion der Bienes Nacionales mit einem Jahresgehalt von ungefähr fünfhundert Mark. Auch diese Stellung verlor er bald wieder, weil er, statt Akten abzuschreiben, gute Bücher gelesen oder mit dem Zeichenstift Skizzen entworfen hatte. Das Schreiben brachte nichts ein; Becquer versuchte sich nun als Maler. Später, als er die „Legenden“ und die „Briefe aus meiner Klause“ veröffentlicht hatte, gings etwas besser. Er konnte das Land durchstreifen, die Reste römischer und arabischer Kultur aufsuchen und in seiner Phantasie das alte, versunkene Spanien wiederaufbauen. Doch immer saß die Sorge an seinem Lager. Und arm, wie er gelebt hatte, ist er in der Weihnachtzeit des Jahres 1870 gestorben. Seit ihm ein geliebter Bruder entrissen war, siechte er hin und konnte sich des mählich beginnenden Ruhmes kaum noch freuen. Die lauteste Anerkennung haben im ganzen spanischen Sprachgebiet seine Gedichte (Rimas) gefunden, die sehr oft komponirt worden sind. Von den Prosaschriften hatten die „Legenden“, die wir jetzt kennen lernen, den stärksten Erfolg. Er selbst dachte über seine Leistung gering. „Kleinigkeiten, die ich machte, um den Hunger zu stillen.“ Der Name des Deutsch-Spaniers, der diese Kleinigkeiten schuf, ward in der Heimath dennoch vom Ruhm gekrönt.

„Und die Seele des Organisten?"

„Sie ist nicht mehr erschienen, seit man die zerfallene Orgel durch die jetzige ersetzt hat."

Wenn es vielleicht einem meiner Leser, nachdem er diese Geschichte gehört, einfallen sollte, mir die selbe Frage zu stellen, so weiß er jedenfalls schon, warum sich ein so seltsames Wunder nicht bis auf unsere Tage erhalten hat.

I.

„Seht ihr dort Den im Purpurmantel, eine weiße Feder auf dem Barret, der aussieht, als trage er alles Gold der indischen Galeonen auf seinem Wams? Den, der just aus der Sänfte steigt, um die Hand der Dame zu bieten, die im selben Augenblick ihre Sänfte verlassen hat und sich nun nähert, von vier Fackeln tragenden Pagen begleitet? Es ist der Marqués von Moscoso, ein Verehrer der verwitweten Gräfin de Villapeñeda.

Man erzählt sich, daß er, ehe seine Augen mit Wohlgefallen auf dieser Dame haften blieben, nach der Tochter irgendeines reichen Herrn angelte; aber der Vater des Fräuleins, von dem man einander zuflüstert, er sei ein Bischen geizig ... Aber still! Sprich vom Wolf: und der Wolf steht auch schon hinter der Thür! Seht Ihr ihn, wie er unter dem Schwibbogen von San Felipe daherkommt? Er geht zu Fuß, in einen dunkeln Mantel gehüllt, und ein einziger Diener schreitet ihm mit einem Windlicht voran. ..."

„Jetzt ist er gerade gegenüber dem Heiligenbilde!"

„Habt Ihr das Komthurkreuz bemerkt, das bei der Verbeugung vor dem Gnadenbild auf seiner Brust erfunkelte? Wahrlich: ohne dieses stolze Adelszeichen würde ihn Jedermann für einen Kaufherrn aus der Schlangengasse halten. Das ist eben der Vater, von dem wir sprachen! Schaut nur, wie ihm die Leute Platz machen und wie sie ihn ehrfürchtig grüßen. Ganz Sevilla kennt ihn wegen seines ungeheuren Vermögens. Er allein hat mehr goldene Randdukaten in seinen Schränken, als unser Herr, der König Don Philipp, Soldaten besitzt, und aus seinen Schiffen könnte man eine Kriegsflotte zusammenstellen, die genügen würde, um selbst dem Großtürken Trutz zu bieten. Seht nur, seht den Haufen von großmächtigen Herren! Das sind die vierundzwanzig Ritter. Holla! Holla! Hier ist auch der Vlamländer, den, wie man sagt, die Herren vom Grünen Kreuz*) noch nicht beim Kragen genomen haben; sie wagens nicht, weil er bei den Baronen in Madrid so viel gilt.

„Der kommt nur in die Kirche, um die Musik zu hören!"

„Nein! Wenn Meister Perez mit seiner Orgel Dem nicht faustgroße Thränen aus den Augen preßt, kann er sicher sein, daß Der keine Seele mehr im Leibe hat; vielleicht schmort sie schon in den Bottichen des Gehörnten**)."

„Ach Nachbarin, es steht schlimm, sehr schlimm; mir scheint, es wird hier eine Rauferei geben! Ich laufe in die Kirche, denn nach Allem, was ich sehe, werden hier mehr Schläge zu kriegen sein als Vaterunser."

„Schaut, schaut! Die Dienstmannen des Herzogs de Alcalá biegen um die Ecke des Platzes San Pedro und im engen Frauengäßchen, scheint mir, zeigen sich die von Medina-Sidonia!"

*) Die Inquisition.

**) Im Original: Pero Botero.

„Habe ichs Euch nicht gleich gesagt?"

„Schon haben sie einander gesehen! Schon schließen sie sich in dichte Reihen. Die Volkshaufen zerstieben. Die Häscher, die bei solchen Gelegenheiten von Freund und Feind gehauen werden, ziehen sich zurück. Schon rennt auch der Herr Stadtrichter mit seinem Amtsstab und seinem ganzen Ruhm in die Vorhalle. Und da sagt man noch, daß es eine Gerechtigkeit giebt!"

„Ja, für die armen Teufel!"

„Gehen wir! Schon blinken im Dunkel die Schilde! Lieber Herrgott, steh uns bei!"

„Schon fallen Hiebe! Nachbarin, hierher! Bevor sie uns die Thore vor der Nase zuwerfen!... Aber still! Was ist Das? Kaum haben sie angefangen: da hören sie schon auf."

„Was ist da für ein Flammenschein! Lohende Fackeln! Eine Sänfte! Das ist der Herr Bischof!"

„Die Allerheiligste Jungfrau von Amparo, die ich gerade in meinen Gedanken angerufen, hat ihn mir zu Hilfe geschickt! Niemand weiß, was ich dieser edlen Heiligen schuldig bin! Mit welchen hohen Zinsen zahlt sie mir die Kerzen zurück, die ich ihr jeden Sonnabend anzünde!"

„Schaut, wie erhaben er in seinem violetten Gewand und dem rothen Hut aussieht. Gott erhalte ihn noch so viele Jahre auf seinem Thron, wie ich mir zu leben wünsche! Wenn er nicht wäre, stünde durch den Zwist der Herzoge halb Sevilla schon längst in Flammen."

„Seht die Pharisäer an, wie sie zur Sänfte des Prälaten tänzeln, um seinen Ring zu küssen!"

„Wie sie hinter ihm herziehen und sich unter seine Dienerschaft mischen!"

„Wer möchte sagen, daß die Zwei, die jetzt die besten Freunde zu sein scheinen, wenn sie sich in einer kleinen halben Stunde in einer dunklen Gasse treffen..."

„Das sind die Selben!"

„Gott behüte mich, zu denken, sie seien Memmen. Sie haben schon öfter Beweise von Muth gegeben, bei vielen Gelegenheiten gegen die Feinde unseres Herrn und Königs. Aber es ist doch wahr: wenn sie einander suchten mit dem Wunsch, sich auszusöhnen, hätten sie sich gewiß schon längst gefunden und wir wären mit einem Schlag diese ewigen Streitereien los, bei denen ihre Verwandten und Vasallen gewinnen, die doch nur die Ketten fester anziehen."

„Aber kommt, Nachbarin, gehn wir in die Kirche, ehe sie vollgepfropft ist; denn in solchen Nächten pflegt es drinnen so voll zu sein, daß eine Stecknadel nicht zur Erde fallen könnte."

„Haben da einen guten Fang gemacht, die Nonnen mit ihrem Organisten. Ob wohl je dieses Kloster in solchem Ansehen stand wie jetzo? Andere Klöster haben Meister Perez großartige Angebote gemacht."

„Selbst der Herr Erzbischof hat ihm ja Goldene Berge versprochen, nur um ihn in den Dom zu kriegen. Aber er: nein! Lieber sterben, als seine geliebte Orgel verlassen."

„Ihr kennt nicht den Meister Perez?

Na freilich, Ihr seid fremd in diesem Stadtviertel. Das ist Euch ein heiliger Mann! Zwar arm, aber wohlthätig wie kein Anderer. Er hat nicht einen einzigen

Verwandten außer seiner Tochter, keinen Freund außer seiner Orgel; und sein ganzes Leben hat er dem Zweck geweiht, die Unschuld der Tochter zu beschützen und die Register der Orgel in Ordnung zu halten. Wie schade, daß die Orgel so alt ist! Aber man merkts gar nicht. Er versteht sie so geschickt herzurichten und behandelt sie so, daß man geradezu einem Wunder zu lauschen glaubt."

„Weil er sie so gut kennt; er hat Alles im Griff."

„Aber ich weiß nicht, ob ich Euch schon gesagt habe, daß der Arme von Geburt aus blind ist? Und mit welcher Engelsgeduld trägt er sein Unglück! Wenn ihn Jemand fragt, was er dafür gäbe, sehen zu können, so antwortet er: Viel, aber doch nicht so viel, wie Ihr glaubt. Denn er hat Hoffnung . . ."

„Hoffnung, zu sehen?"

„Ja, ‚und bald', setzt er, mit seligem Lächeln, hinzu. ‚Ich bin sechsundsiebenzig Jahre alt; schon hübsch lange schleppe ich mich durchs Leben. Bald werde ich den Herrn sehn!'"

„Der Aermste! Freilich wird er ihn sehen, weil er bescheiden ist wie der Stein auf der Straße, der sich von der ganzen Welt mit Füßen treten läßt."

„Immer sagt er, er sei nichts Anderes als ein armer Klosterorganist, und doch könnte er selbst dem Kapellmeister der Kathedrale im Orgelspiel Unterricht geben. Schon sind ihm alle Zähne in seinem Amt ausgefallen. Sein Vater war auch Organist. Ich habe ihn nicht gekannt, aber meine Mutter (Gott gebe ihr den ewigen Frieden!) sagte, er habe ihn immer mit auf den Chor genommen, auf daß er den Blasbalg trete. Später zeigte der Knabe solche Anlagen, daß er, als müsse es so sein, nach des Vaters Tode das Amt erbte. Und was für Hände er hat! Gott segne sie! Er verdiente, daß sie ihn nach der Straße Chicarreros trügen und in Gold fassen ließen! Er spielt immer schön; in einer Nacht wie dieser thut er aber wahrhaftige Wunder. Er zeigt nämlich eine tiefe Verehrung für die Ceremonie der Weihnachtmette, und wenn die Heilige Hostie emporgehoben wird, just um Zwölf, die Stunde, in der unser Herr und Heiland Jesus Christus zur Welt gekommen ist, da gleichen die Töne seiner Orgel Stimmen von Engeln. Wozu soll ich erzählen, was Ihr in dieser Nacht hören werdet? Es genügt, zu sehen, wie sich Alles, der ganze Flor von Sevilla, selbst der Herr Erzbischof, in ein so unscheinbares Klösterlein drängt, um ihn zu hören. Und Ihr dürft nicht glauben, daß vielleicht nur gebildete Leute, die Etwas von der Musik verstehen und seine Verdienste zu schätzen wissen . . . Nein: auch das gewöhnliche Volk! All die Haufen, die Ihr mit Kienfackeln herbeiströmen seht, ihre Weihnachtlieder singend, unter dem Lärm der Tambourins, Klappern und Pauken, sind gegen ihre Gewohnheit, sich in der Kirche herumzustoßen, stumm wie das Grab, sobald Meister Perez die Hände auf die Orgel legt. Und wenn sie zu spielen anfängt! Aus allen Augen stürzen dicke Thränen. Und wenn er aufhört, hört man einen langen, schier endlosen Seufzer. Das ist der Athem, den die Anwesenden zurückgehalten haben. Aber kommt! Schon haben die Glocken zu läuten aufgehört; die Messe fängt gleich an! Für die ganze Welt ist heute eine Weihenacht; aber für uns ist sies noch mehr als für Andere!"

Mit diesen Worten näherte sich die gute Frau, die ihrer Nachbarin Führerdienste leistete, der Vorhalle des Klosters zur Heiligen Agnes. Dort drängte sie sich mit einigen geschickten Ellbogenstößen in die Kirche, wo sie in der bei der Thür zusammengepferchten Menge verschwand.

Das Gotteshaus war überreichlich erleuchtet. Der von den Altären strömende und um sie wogende Sturzbach von Lichtern spiegelte sich in dem reichen Schmuckwerk der Damen, die auf den von Pagen ausgebreiteten Sammetpfühlen knieten und aus den Händen ihrer Duennen die Gebetbücher empfingen und einen leuchtenden Kreis rings um das Gitter des Presbyteriums bildeten. In der Nähe dieses Geländers, eingehüllt in farbige, goldverbrämte Mäntel, aus denen grüne und rothe Bänder hervorsahen, standen, in der einen Hand den Hut, dessen Federn bis zur Erde herabfielen, die andere auf dem polirten Kreuz des Schwertes oder mit dem Heft des reichausgelegten Dolches spielend, die vierundzwanzig Ritter mit einer Menge des vornehmsten Adels von Sevilla; sie schienen so eine Mauer zu bilden, um ihre Frauen und Kinder vor der Berührung mit dem Pöbel zu bewahren. Das niedere Volk, das im rückwärtigen Teile der Kirchenschiffe wie ein schäumendes Meer hin- und herwogte, brach in Jubelgeschrei aus und begleitete es mit einem unharmonischen Getön der Klappern und Tambourins, als der Erzbischof herannahte, der dicht neben dem Hauptaltar auf einem scharlachfarbigen Thronstuhl Platz nahm und, umringt von seinem priesterlichen Gefolge, das Volk dreimal segnete. Das war das Zeichen zum Beginn der Messe.

Trotzdem dauerte es noch einige Zeit, ehe der Celebrirende erschien. Die Menge, die ungeduldig wurde, fing an, sich zu rühren, die Ritter tauschten einige halblaute Worte und der Erzbischof schickte einen seiner Diener in die Sakristei, um zu fragen, weshalb die Ceremonie noch nicht anfange.

„Meister Perez ist erkrankt, schwer erkrankt; es ist ihm unmöglich, an dieser Mitternachtmette theilzunehmen", lautete die Antwort.

Die Nachricht verbreitete sich augenblicklich im Volk. Den traurigen Eindruck zu schildern, den sie auf die anwesenden Massen übte, wäre kaum möglich. Genug: in der Kirche entstand solcher Lärm, daß der Stadtrichter aufstand und die Häscher, indem sie sich zwischen die Menge drängten, alle Mühe aufwenden mußten, um Ruhe zu schaffen.

In diesem Augenblick nahte sich ein widriger, magerer, knochiger und dazu noch schielender Mensch dem Thron, auf dem der Prälat saß.

„Meister Perez ist krank", sagte er, „die Messe kann nicht beginnen. Wenn Eure Eminenz es wünscht, so werde ich in seiner Abwesenheit auf der Orgel spielen. Denn Meister Perez ist weder der erste Organist der Welt noch wird es nach seinem Tode nöthig sein, aus Mangel an einem geschickten Spieler das Instrument vermorschen zu lassen!"

Der Erzbischof nickte zum Zeichen seiner Erlaubniß. Schon brachen einige der Gläubigen, die diesen sonderbaren Menschen als Neidhart aller Organisten und als Feind des Meisters Perez kannten, in Rufe der Unzufriedenheit aus: als sich urplötzlich in der Vorhalle ein wildes Getöse erhob. „Meister Perez ist da! . . . Meister Perez ist da! . . ."

Auf das Geschrei Derer, die sich um die Thür drängten, wandten alle Köpfe sich dorthin.

Wirklich: Meister Perez war in einem Armsessel in die Kirche gekommen, aschfahl, mit eingesunkenen Augen, und nun stritten Alle um die Ehre, ihn auf den Schultern tragen zu dürfen. Weder die Abmahnungen des Arztes noch die Thränen seines Kindes: nichts hatte ihn vermocht, im Bett zu bleiben.

„Nein", sagte er, „es ist heute das letzte Mal, ich weiß es, und will nicht sterben, ohne meine Orgel besucht zu haben, gerade in dieser Nacht, in der Weihenacht. Kommt! Ich will! Ich befehle es! Gehen wir in die Kirche!"

Seine Sehnsucht wurde erfüllt. Auf den Schultern trugen sie ihn auf den Chor und die Messe begann. Eben schlug die Uhr der Kathedrale die zwölfte Stunde.

Introitus, Evangelium und Offertorium waren schon vorbei und es kam der feierliche Augenblick, wo der Geistliche die Heilige Hostie mit den Fingerspitzen erfaßt und emporhebt.

Eine Weihrauchwolke von blauen Wellen erfüllte den Raum der Kirche; die Glocken klangen mit schütterndem Ton und Meister Perez legte die zittrigen Finger auf die Tasten der Orgel.

Die hundert Stimmen der metallenen Pfeifen erklangen in einem einzigen, mächtigen, langen Akkord, der sich allmählich verlor, wie wenn ein Windstoß seinen letzten Hall verweht hätte.

Diesem ersten Akkord, der einer von der Erde zum Himmel aufschwebenden Stimme glich, folgte ein zweiter, zart und lieblich, der allgemach anschwoll, immer stärker und stärker, bis er in einem Strom entfesselter Harmonien auseinanderwogte. Es war die Stimme der Engel, die, den Weltraum durchdringend, zur Erde fliegt. Dann hörte man gleichsam fernen Hymnengesang, von den Heerschaaren der Seraphim gesungen, tausend Hymnen, die zusammenklingend eine einzige bildeten, die Begleitung einer wundersamen Melodie. Ein Ozean von geheimnißvollen Tönen; und wie ein silberner Nebel wars über den Wellen des Meeres.

Bald verloren sich ein paar einzelne Klänge und gleich darauf die übrigen; die in einander verschlungenen Töne begannen sich zu entwirren. Schon waren es nur noch zwei Stimmen, deren Echo in einander klang. Dann blieb nur einer, ein einziger, langer, wie ein Lichtstrahl hinzitternder Ton. . . .

Der Priester senkte das Haupt und über seinem kahlen Schädel erschien im blauen Dunst des Weihrauchs, wie in einem azurnen Schleier, die Hostie vor den Blicken der Andächtigen. In diesem Augenblick löste sich der Ton, den Meister Perez mit einem Triller anhielt, und der Ausbruch einer gewaltigen Harmonie erschütterte das Gotteshaus, in dessen Winkeln die zusammengepreßte Luft erbrauste und die farbigen Scheiben der Fenster in ihren schmalen gothischen Bogen erzitterten. Aus jeder der Noten, die sich in einem so machtvollen Akkord vereinigten, entwickelte sich ein Thema; bald nah, bald fern, jetzt leuchtend, jetzt dumpf, als wollten Gewässer und Vögel, Winde und Blätter, Menschen und Engel, Erde und Himmel, jedes nach seiner Art, Hymnen zur Geburt des Erlösers jauchzen.

Die Volksmenge lauschte mit Staunen und Bewunderung. In Aller Augen glänzten Tränen.

Der die Messe lesende Priester fühlte, wie ihm die Hände bebten. Denn was er mit ihnen emporhob, war Der, den Menschen und Erzengel grüßten, war sein Gott! Und ihm war, als sehe er den Himmel offen und die Hostie sich in den Leib Christi verwandeln.

Die Orgel tönte fort. Aber ihre Klänge wurden allgemach schwächer, wie eine Stimme, die von Echo zu Echo eilt und leiser wird und leiser, je weiter, desto leiser . . . Da ertönte ein Schrei vom Chor, ein verzweifelter, durchdringender Schrei, der Aufschrei eines Weibes. Der Orgel entrang sich ein falscher, ungewöhnlicher Ton, wie ein Schluchzen, ein Stöhnen: und sie verstummte.

Die Menge drängte sich auf die Stiegen der Galerie, wohin alle Gläubigen, aus ihrer frommen Andacht gerissen, ihre Augen voll Unruhe wendeten.

„Was ist geschehen? Was geht dort vor?“ fragte man einander, aber Niemand konnte es sagen, obgleich sich Alle bemühten, es zu errathen.

Die Verwirrung wuchs immer mehr und der Lärm drohte die für eine Kirche ziemliche Ordnung zu vernichten.

„Was war da?“ fragten die Damen den Stadtrichter, der, von den Häschern gefolgt, auf die Galerie drang und nun ganz blaß und bewegt dahin eilte, wo ihn der Erzbischof erwartete, der just so neugierig wie die Anderen war, die Ursache des Lärmes zu hören.

„Was giebts?“

„Meister Perez ist soeben gestorben!“

In der That sahen die ersten Andächtigen, die, über die Stiegen drängend, auf die Galerie gelangt waren, den armen Organisten, wie er mit dem Antlitz auf die Tasten seines alten, morschen, noch immer dumpf nachhallenden Instrumentes hingesunken war, und zu seinen Füßen die kniende Tochter, die schluchzend und stöhnend ihn vergebens anrief . . .

II.

„Guten Abend, meine theure Sennora, Donna Baltasara! Kommt Ihr heute auch zur Mitternachtmette! Ich hatte die feste Absicht, in die Pfarrkirche zu gehen, aber was da vorgeht . . .“

„Wohin geht Vincento? . . .“

„Wo Alle hingehen.“

„Und doch ist mir, seit Meister Perez gestorben, wie wenn mir ein Stein aufs Herz fiele, wenn ich ins Kloster der Heiligen Agnes trete. Der Arme! Das war ein Heiliger!“

„Ich kann sagen, daß ich ein Stück seines Gewandes wie eine Reliquie hüte; er verdients; bei Gott und bei meiner Seele! Wenn sich unser Herr Erzbischof der Sache annimmt, werden ihn unsere Enkel sicherlich auf den Altären sehen. Aber wie Gott will. Die Toten und die Abwesenden haben keine Freunde. Heutzutage zieht nur Das an, was neu ist. Ihr versteht mich schon. Was? Ihr wißt nichts von Dem, was geschehen ist? Wirklich! Wir Zwei sind einander darin ganz gleich! Aus unserem Haus in die Kirche und aus der Kirche nach Haus, ohne uns um Das zu kümmern, was man spricht oder nicht spricht. Nur höre ich, so nebenbei, doch ein Wörtchen hier, ein Wörtchen dort, fast ohne es zu wollen.“

„Ja, so ists auch bei mir!“

„Mir scheint, es ist schon eine ausgemachte Sache, daß der Organist vom Heiligen Romanus, der schielende Kerl, der nichts Anderes zu thun hat, als die übrigen Organisten zu verschwärzen, dieser schlampige Bursch, der eher einem Schlächter vom Fleischthor ähnlich sieht als einem christlichen Orgelspieler, diese Nacht statt des Meisters Perez spielen wird. Auch Ihr werdet es vielleicht schon wissen; es ist in ganz Sevilla ja bekannt, daß sich dazu kein Anderer hergeben möchte. Nicht einmal seine eigene Tochter, die doch spielen gelernt hat und die nach dem Tode des Vaters als Novize ins Kloster eingetreten ist. Natürlich. Uns, die wir gewohnt sind, die wunderbaren Töne zu hören, erscheint alles Andere schlecht. Ob-

gleich der Mensch sich bemüht, alle Vergleiche zu vermeiden ... Aber sobald das Kloster beschlossen hat, daß zu Ehren des Verstorbenen und zum Zeichen der Trauer die Orgel in dieser Nacht stumm sein solle, meldet sich unser Mann und behauptet, er getraue sich, zu spielen.

Nichts ist so dreist wie die Unwissenheit! Freilich ists nicht seine Schuld, sondern die Schuld Derer, die in diese Entweihung gewilligt haben. Aber so gehts auf dieser Welt! Man könnte fast denken, daß sich von einem Jahr zum anderen nichts geändert hat. Die selben großen Herren, der selbe Prunk, das selbe Gedränge in der Thür, die selbe Aufregung in der Vorhalle, und die selbe Menge in der Kirche! Ach, wenn der Tote auferstehen könnte! Er möchte lieber noch einmal sterben, nur um nicht seine Orgel unter solchen Händen winseln zu hören!

Deshalb (wenns wahr ist, was mir die Leute aus diesem Stadtviertel erzählt haben) will man diesem Eindringling auch einen netten Streich spielen. Sobald der Augenblick kommt, wo er die Hände auf die Tasten legt, geht die Katzenmusik auf den Tambourins, Klappern und Pauken los ... Aber still: schon tritt der Held in die Kirche!"

„Jesus! Was für eine Stieglitzjacke, was für ein Halsfutteral! Ein netter Kerl!"

„Kommt! In einer kleinen Weile wird der Erzbischof eintreffen und die Messe anfangen. Mir ist, als sollte diese Nacht auf ein paar Tage zu reden geben!" Damit drängte sich die gute Frau in das Innere der Kirche zur Heiligen Agnes, wo sie sich nach ihrer Gewohnheit mit den Ellbogen durch die Menge den Weg bahnte.

Die Ceremonie begann. Das Gotteshaus war von dem selben blendenden Lichterglanz erfüllt wie im vergangenen Jahr. Nachdem der neue Organist durch die Mitte der Andächtigen, die das Kirchenschiff erfüllten, zum Prälaten gegangen war und dessen Ring geküßt hatte, stieg er auf den Chor, woselbst er ein Orgelregister um das andere mit eben so affektirter wie lächerlicher Wichtigthuerei aufzog. Unter dem im Hintergrund der Kirche in dichtem Mischmasch zusammengedrängten Volk ließ sich ein dumpfes, verworrenes Gebrause hören, das sichere Anzeichen nahenden Sturmes.

„Ein Hanswurst, der mit seiner Gescheitheit dick thut", sagten die Einen.

„Ein Esel, der, nachdem er seine Orgel verdorben hat, daß sie krächzt und ächzt wie eine Weberknarre, hierherkommt, um das Werk des Meisters Perez zu entweihen", meinten die Anderen.

Und während der Eine den Mantel ablegte, um vorbereitet zu sein, wenn er auf die Pauke hämmern solle, der Andere die Klappern untersuchte und Alle sich rüsteten, Lärm zu machen, je mehr, desto besser, wagte es fast Keiner, den sonderbaren Menschen zu vertheidigen, dessen hoffärthiges und pedantisches Gehaben ein so wunderliches Gegenstück zu der bescheidenen und freundlichen Güte des Meisters Perez bildete.

Endlich war der erwartete Augenblick gekommen, wo der Priester, nachdem er sich verbeugt und einige Worte gesprochen, die Hostie zwischen die Finger nimmt. Die Glocken läuteten und ihre Töne bebten, gleichsam ein Regen von kristallenen Klängen; die durchsichtigen Wellen des duftigen Weihrauchs stiegen zur Höhe und die Orgel setzte ein.

Ein ohrenzerreißendes, wildes Getöse erfüllte in diesem Augenblick die Räume des Gotteshauses und erstickte den ersten Akkord. Schalmeien, Dudelsäcke, Tam-

bourins, Klappern: alle möglichen Instrumente ließen gleichzeitig ihre durchdringenden Töne hören. Aber das verworrene Lärmen und Brausen dauerte nur ein paar Sekunden. Wie es angehoben: eben so plötzlich verstummte es.

Der zweite Akkord, der voll, mächtig und hallend ertönte, wurde von den metallenen Pfeifen der Orgel lange ausgehalten und glich einem Wasserfall silberner Harmonien. Himmlische Klänge, wie sie in Augenblicken der Begeisterung das Ohr berühren. Gesänge, nur von der Seele begriffen, von Lippen aber niemals auszudrücken. Töne, einer fernen Melodie entrissen und vom Winde getragen. Blätterrauschen, das mit zartem Gelispel, ähnlich dem des Regens in Baumkronen, niederweht, Lerchentriller, die aus Blumen emporsteigen. Mit Worten nicht erklärbare Töne, mächtig wie das Rollen des Donners. Engelschöre ohne Rhythmus und Takt, eine unbekannte Himmelsmusik, die nur die Phantasie versteht. Geflügelte Hymnen, die zum Thron des Herrn aufzuschweben scheinen, ein Wirbelsturm von Licht und Klang. All Das quoll und brandete und brauste durcheinander aus den hundert Stimmen der Orgel, ergreifender durch seine Macht, geheimnißvoller durch seine Poesie, phantastischer in seiner Färbung, als je ein Ohr es vernahm.

Als der Organist vom Chor herunterstieg, war die Menge, die sich um die Stiege drängte, ihn sehen, ihm Bewunderung ausdrücken wollte, so groß, daß der Stadtrichter, nicht ohne Grund für ihn besorgt (er konnte im Gedräng erdrückt werden) einigen von seinen Alguazils befahl, ihm mit ihren Stäben den Weg zu bahnen, damit er zum Hauptaltar gelangen könne, wo der Erzbischof seiner harrte.

„Seht", sagte Dieser, als man den Organisten vor ihn führte, „ich bin aus meinem Palast nur hierhergekommen, um Euch zu hören. Werdet Ihr auch so dickköpfig sein wie Meister Perez, der mir niemals den Weg ersparen, zur Weihnachtmette niemals in der Kathedrale spielen wollte?"

„Ich verspreche", erwiderte der Organist, „im nächsten Jahr nach Eurer Eminenz Willen zu thun. Denn um alle Schätze der ganzen Welt würde ich diese Orgel nicht mehr berühren."

„Und weshalb?"

„Weil", stammelte der Organist, der die Aufregung nicht bemeistern konnte, „weil sie alt und schlecht ist und es Einem unmöglich wird, durch sie Alles auszudrücken, was man will . . ."

Der Erzbischof schritt in Begleitung seiner Dienerschaft aus der Kirche.

Sänfte um Sänfte entfernte und verlor sich in den Krümmungen der benachbarten Gassen. Die Gruppen in der Vorhalle zerstreuten sich langsam in verschiedenen Richtungen und die Pförtnerin wollte schon das Thor zum Eingang in den Vorraum schließen, als sie hier noch zwei Weiber fand, die vor dem Bild unterm Bogen des Heiligen Philipp, sich bekreuzend und ein Gebetchen flüsternd, eben fortgehen wollten und schließlich plaudernd ins Gäßchen De Las Duennas einbogen.

„Was wollt Ihr, meine theure Sennora Donna Baltasara?" sagte die Eine; „mir ists nun einmal so angeboren! Jeder hat sein Steckenpferd. Und wenn es mir auch die barfüßigen Kapuziner betheuern würden: ich glaube es doch nicht. Der Mensch ist mein Lebtag nicht im Stande, so zu spielen, wie wir eben gehört haben. Ich habe ihn doch tausendmal und nicht einmal in der Pfarrkirche beim Heiligen Bartholomäus gehört, von wo ihn der Herr Pfarrer fortjagen mußte, weil er nichts konnte und so spielte, daß sich der Mensch die Ohren lieber mit

Baumwolle verstopft hätte. Und dann: man braucht ihm nur ins Gesicht zu sehen; und das ist doch, wie man sagt, der Spiegel der Seele. Ich denke an den armen Meister Perez; mir ist, als ob ich ihn heute gesehen hätte. Wie leuchtete sein Gesicht, wenn er in einer Nacht wie der heutigen von der Galerie kam, nachdem er durch seine Kunst die Hörer mit Bewunderung erfüllt hatte! Was für ein gütiges Lächeln und was für eine lebendige Farbe! Er war alt und doch war er wie ein Engel! Der flog nicht, hast Du nicht gesehen, von der Treppe, als ob ihn oben ein Hund angebellt hätte, noch sah er so kalkweiß aus wie ein Toter. Kommt, Sennora Donna Baltasara, mir könnt Ihr glauben, die reine Wahrheit könnt Ihr mir glauben. Ich hab' Verdacht, daß die Sache einen Haken hat!"

Mit diesen Worten bogen die beiden Weiber um die Ecke und verschwanden.

III.

Abermals verging ein Jahr.

Die Aebtissin des Klosters zur Heiligen Agnes und die Tochter des Meisters Perez sprachen mit einander halblaut im Schatten des Kirchenchores.

Die Glocke rief zwar unablässig die Andächtigen, aber nur ab und zu schritt eine Gestalt durch die jetzt stille und verlassene Vorhalle und wählte sich nach einem Griff in das gesegnete Weihwasser einen Platz irgendwo im Kirchenschiff, woselbst einige Nachbarinnen aus dem selben Stadtviertel den Beginn der Weihnachtmesse ruhig abwarteten.

„Nun seht Ihr", sagte die Aebtissin, „Eure Furcht ist übertrieben kindisch. Fast Niemand ist in der Kirche. Ganz Sevilla drängt sich heute nachts in die Kathedrale. Spielt auf der Orgel und spielt ohne alle Angst; denn wir werden blos in klösterlicher Gesellschaft sein! Aber Ihr verharrt in Schweigen und seufzt weiter? Was ist Euch? Was habt Ihr?"

„Ich habe Furcht!" rief das Mädchen mit tieferregter Stimme.

„Furcht? Wovor?"

„Ich weiß nicht! Vor etwas Uebernatürlichem! Heute, in der Nacht ... Seht, als ich Euch sagen hörte, daß Ihr Euch verpflichtet hieltet, mich bei der Messe spielen zu lassen, wollte ich voll Freude über diese Auszeichnung die Register der Orgel durchmustern und stimmen, um Euch heute überraschen zu können. Ich kam auf den Chor mutterseelenallein, ich öffnete die zur Orgel führende Thür. Vom Thurm der Kathedrale schlug es gerade eine Stunde. Ich weiß nicht, welche. Aber die Töne der Glocken waren so traurig und klangen lange nach, lange, und klangen immerdar. Die ganze Zeit über, während ich wie angewurzelt auf dem Platze stand. Und diese Zeit schien eine Ewigkeit. Die Kirche war leer und dunkel. Dort hinten, in der Tiefe, blinkte wie ein verlorener Stern am Nachthimmel ein erlöschendes Lichtchen, das ewige Licht in der Ampel vor dem Hochaltar. Bei seinem schwachen Schein, der die ganze tiefe Schauerlichkeit des Dunkels desto deutlicher macht, sah ich (o Mutter, bezweifelt es nicht!) einen Mann, der, schweigend und mit dem Rücken gegen mich gekehrt, mit der rechten Hand auf den Tasten der Orgel hin- und hergriff, mit der linken indessen die Register zog; und die Orgel klang! Unbeschreiblich! Jeder Ton schien ein Seufzer zu sein, der schon in der metallenen Pfeife erstickte, und die in den Höhlungen der Pfeifen zusammengepreßte Luft strebte, sich auszubreiten, gab einen dumpfen, fast unhörbaren, aber doch wirklichen Klang

von sich. Und die Uhr auf der Kathedrale schlug noch immer und der Mann berührte noch immer die Tasten. Mir war, als hörte ich seinen Athem. Vor Grausen erstarrte mir das Blut in den Adern. Ich fühlte im Körper Eiseskälte und Feuer in den Wangen. Dann wollte ich schreien, aber ich konnte nicht ... Der Mann wendete mir endlich sein Antlitz zu und erblickte mich ... Nein: ich irre, er erblickte mich nicht, denn ... er war blind ... Es war mein Vater!"

„Ach, Schwester, laßt diese Phantasien, mit denen der Böse Geist die schwachen Sinne zu beunruhigen strebt! Betet ein Vaterunser und ein Ave Maria zum Erzengel Michael, dem Führer der Himmlischen Heerschaaren, daß er Euch beistehe gegen die argen Geister. Bindet Euch um den Hals ein Skapulier, das die Reliquien des Heiligen Pachomius berührt hat, des Beschützers gegen Versuchungen, und geht auf den Chor zur Orgel. Die Messe beginnt sogleich und die Leute sind schon ungeduldig. Euer guter Vater ist im Himmel und von dort wird er eher zur Unterstützung seiner Tochter bei dieser heiligen Ceremonie herniedersteigen, die für ihn ja stets der Gegenstand besonderer Ehrfurcht gewesen ist, eher kommen, um seine Tochter zu begeistern, als um ihr Entsetzen einzujagen!"

Die Aebtissin setzte sich in ihren Sessel inmitten der Klosterschwestern. Die Tochter des Meisters Perez öffnete mit bebender Hand die zum Chor führende Pforte, um auf der Bank vor der Orgel Platz zu nehmen, und die Messe begann....

Die Messe begann und ging weiter. Nichts Bemerkenswerthes geschah, bis die Wandlung kam. Da erklang die Orgel: und zu gleicher Zeit vernahm man einen Schrei der Tochter des Meisters Perez.... Die Aebtissin, die Nonnen und viele Andächtige eilten auf die Galerie.

„Seht ihn! Seht ihn!" rief das Mädchen, die stieren Augen auf die Bank heftend, von der sie entsetzt geflüchtet war, und hielt sich mit krampfhaft zuckenden Händen am Geländer fest. Alles wendete seine Blicke nach der Stelle, auf die sie hinwies. Die Bank vor der Orgel war leer: und dennoch erklang das Instrument. Nur die Erzengel in der Verzückung mystischer Begeisterung hätten mit diesen Tönen zu wetteifern vermocht.

— —

„Habe ichs Euch nicht tausendmal gesagt, theure Sennora Donna Baltasara? Hab ichs Euch nicht gesagt? Dahinter steckt noch Etwas. Hört mich! Was? Ihr seid heute nicht in der Mitternachtmette gewesen? Aber Ihr werdet doch wohl schon wissen, was geschehen ist? In ganz Sevilla spricht man von nichts Anderem! ... Der Herr Erzbischof ist, mit Recht, wüthend. Bei der Mette der Heiligen Agnes nicht gewesen zu sein! Ein solches Wunder auszulassen! Und warum? Wegen des miserablen Geklimpers! Denn die Leute, die den Kerl spielen gehört haben, behaupten, das, was der glückliche Organist von Sankt Bartholomäus in der Kathedrale zum Besten gegeben hat, sei nichts Anderes gewesen als ... Ich habs Euch ja gesagt! So konnte doch damals der schielende Dummkopf nicht spielen! Eine dicke Lüge! Dahinter steckt sicherlich Etwas, dahinter steckt (glaubt mir!) dahinter steckt ... die Seele des Meisters Perez!"

Gustavo Adolfo Becquer.

Die Notensteuer.

Seit Graf Posadowsky verheißen hat, vor der Erneuerung des Reichsbankprivilegs alle Reformvorschläge zu prüfen, kommen von allen Seiten Projekte, von deren Ausführung man Nutzen für das Bankgesetz hofft. Dieses jetzt zweiunddreißig Jahre alte Gesetz bestimmt, daß vom ersten Januar 1891 an von zehn zu zehn Jahren nach vorausgegangener einjähriger Kündigung das Privileg vom Staat übernommen werden kann. Aenderungen sind oft schon empfohlen worden. Manche Agrarier wollen die Verstaatlichung des Centralnoteninstitutes, weil sie glauben, daß die Reichsbank als reines Staatsinstitut der Landwirthschaft billigen Kredit gewähren wird. Die von dem hohen Diskont Betroffenen wiederum halten das gemischte System der Reichsbankverfassung zwar für gut, wünschen aber Kautelen gegen eine Erhöhung des amtlichen Wechselzinsfußes über 5 Prozent hinaus. Was nach dieser Richtung heute empfohlen wird, stand schon vor der Aenderung des Bankgesetzes, in den Jahren 1889 und 1899, zur Diskussion. Nur haben die Ziffern der einzelnen Neuerungen sich der fortgeschrittenen Wirthschaft angepaßt. Man ist heute nicht mehr mit einem steuerfreien Notenkontingent von 500 Millionen zufriden, sondern verlangt eins von einer Milliarde. Die Forderung stand in einem an den Grafen Posadowsky gerichteten Offenen Brief. Wenn das Bankgesetz auf die Tagesordnung kommt, wirds im Reichstag lebhaft werden; aber da es keine Bamberger und Lasker mehr im deutschen Parlament giebt, auch keinen Reichskanzler mehr, der, wie einst Bismarck am sechzehnten November 1874, am Tag der berühmten Rede Bambergers über das Bankgesetz, durch das Gewicht seiner Persönlichkeit den Werth solcher „fachmännischen" Verhandlungen erhöht, so werden die Auseinandersetzungen wahrscheinlich mehr persönliche Spitzen als sachlich begründete Argumente bringen. Die Kenntniß der Reden Bambergers und Laskers, beide von gleicher Eleganz, unterschieden nur eben durch die größere diplomatische Ruhe auf der einen und das stärkere Temperament auf der anderen Seite, gehört zum eisernen Bestande des modernen Bank- und Finanzpolitikers. Wer hier mitreden will, muß die Geschichte kennen und wissen, wie die noch jetzt streitigen Fragen entstanden. Gerade hier ists nöthig, auf den Ursprung zurückzugehen. Die Herren, die jetzt die Erweiterung der steuerfreien Notengrenze empfehlen, würden vielleicht mit geringerer Zuversicht ihr Sprüchlein sagen, wenn sie bedächten, welchen Ursachen die „indirekte Kontingentirung" des Notenumlaufes in Deutschland ihre Entstehung verdankt.

Die Deutsche Reichsbank hat bekanntlich das Recht zu unbeschränkter Notenausgabe; nur darf sie die Grenze der Dritteldeckung nicht überschreiten. Für den dritten Theil des umlaufenden Notenbetrages muß Bardeckung vorhanden sein. Die Reichsbank hat selbst in den schlimmsten Tagen diese Grenze noch niemals erreicht. Das Minimum der Deckung hat sich bis jetzt stets an der Grenze von 40 Prozent gehalten. Um die Notenausgabe aber noch besser zu sichern, ist das System der indirekten Kontingentirung eingeführt worden. Ein bestimmter Betrag ungedeckter Noten darf steuerfrei im Umlauf sein. Uebersteigt dieser Betrag, wenn man ihn den vorhandenen Barbeständen addirt hat, den Notenumlauf, so hat man eine steuerfreie Notenreserve; bleibt die durch Addition entstandene Summe hinter den umlaufenden Noten zurück, so muß für die Differenz eine Notensteuer gezahlt werden, die 5 Prozent fürs Jahr, auf die Bankwoche berechnet ($^5/_{48}$), beträgt. Die Noten-

steuer sollte eine gesunde Zettelpolitik erzwingen. Anfangs betrug das steuerfreie Notenkontingent 250 Millionen; durch die Banknovelle vom siebenten Juni 1899 ist es auf 450 Millionen erhöht worden und seitdem, durch den Verzicht der Frankfurter Bank, der Bank für Süddeutschland und der Braunschweigischen Bank, auf 472,83 Millionen angewachsen. Die Leute, die dieses steuerfreie Kontingent für zu niedrig halten und eine Verdoppelung beantragen, wollen damit erreichen, daß die Reichsbank ihren Diskontsatz auf einem niedrigen Durchschnittsniveau zu halten vermag. Sie sind von dem engen Zusammenhang zwischen Notensteuer und Diskontpolitik überzeugt, weil sie als unumstößliche Thatsache den Satz hinnehmen, die Notensteuer solle die Reichsbank nöthigen, beim Ueberschreiten der steuerfreien Notengrenze die Diskontschraube anzuziehen und die Ansprüche, mit denen die Leiter der Finanzinstitute an sie herantreten und die natürlich eine Erhöhung des Papiergeldumlaufes erfordern, einzuschränken. Nach dieser Theorie müßte die Reichsbank, sobald sie in die Notensteuer kommt, den Diskont auf mindestens 5 Prozent setzen, um die Steuer nicht aus ihren Kassen bezahlen zu müssen. Hielte sie sich streng an dieses System, so würde der Verkehr schwer belastet und man müßte die Vergrößerung des steuerfreien Kontingents wünschen. Aber die Reichsbankleitung war klüger, als die Schöpfer der Notensteuer annehmen konnten: sie fragt bei ihrer Diskontpolitik nicht erst lange nach dem Kontingentirungsystem und wahrt nur ein normales Verhältniß zwischen Barbestand und Notenumlauf. Ihre wichtigste Aufgabe ist die Erhaltung der Währung; sie muß dafür sorgen, daß die Summe des umlaufenden Papiergeldes zu den in ihren Kassen liegenden Deckungmitteln stimmt. Dazu genügt nicht ein mechanisch arbeitender Sicherheitautomat; dazu bedarf es denkfähiger Gehirne. Das hat Bamberger richtig vorausgesehen, als er das ganze System der indirekten Kontingentirung (hierin Laskers Gegner) heftig bekämpfte. Für ihn galt der Grundsatz: „Wie die Elastizität des Dampfes die Trägerin der modernen Industrie ist, so ist die Elastizität der Banknote die Trägerin des modernen Handels, des unentbehrlichen Ergänzers der Industrie.“ Gegen das Elastizitätprinzip hat die berühmte Akte Sir Robert Peels verstoßen, die den Notenumlauf der Bank von England in starre Regeln bannte, ohne zu prüfen, ob dieser Zustand den Forderungen des Verkehrs genüge. Den Bearbeitern des deutschen Bankgesetzentwurfes sind die Fehler der Peel-Akte nicht entgangen; sie konnten sich aber zu einer absolut freien Notenausgabe nicht entschließen und erfanden, um aus dem Dilemma herauszukommen, die Notensteuer. Auf die Genesis dieser Bestimmung hat Bamberger in einem Brief an Helfferich hingewiesen. Er schreibt darüber: „Ursprünglich schwebte Michaelis, der den Entwurf gemacht hatte, natürlich Peels System vor. Da er aber zu einsichtig war, um dessen Gefahren zu übersehen, wollte er es nicht nachahmen. Andererseits lastete die Erinnerung an den Mißbrauch, den die kleinen Banken der Raubstaaten von der Notenpresse gemacht hatten, noch so auf den Ideen, daß die Beseitigung jeder Schranke Schrecken erregte, besonders bei dem ersten Projekt, das keine Reichsbank schuf. So erfand Michaelis sinnreich die Notensteuer. Ich war dagegen und wollte, wie bei der französischen Bank, die Notengrenze resp. die Diskontbewegung dem vernünftigen Selbsterhaltungtrieb der Bankleitung überlassen. Aber die Tugendbolde der Kommission, an deren Spitze Lasker stand und die im Stillen Banken und Börsen als Räuberhöhlen ansahen, schlugen sich auf die Seite von Michaelis. Wenn ich mich recht erinnere, war Dechend (der spätere erste Präsident der Reichs-

bank) auf der meinigen." Man kann nach diesen Worten Bambergers, der, als eigentlicher Schöpfer der heutigen Reichsbank, den sichersten Instinkt für Das, was dem Institut schaden oder nützen werde, haben mußte, annehmen, daß die indirekte Kontingentirung des Notenumlaufes und die Notensteuer von vorn herein überflüssig war. Der „vernünftige Selbsterhaltungtrieb der Bankleitung" hat sich stärker erwiesen als das System und zu verhüten vermocht, daß dessen Nachtheile fühlbar wurden. Die Reichsbank hat oft mit Verlust gearbeitet, nur um den Diskont, im Interesse der Kreditsucher, nicht zu erhöhen, obwohl die Ueberschreitung der steuerfreien Notengrenze dazu genöthigt hätte. Die Notensteuer ist in solchen Fällen von der Bank selbst, nicht von ihren Kunden, getragen worden. Die zu knapp gewordene Bemessung des Kontingents hat sich also für die Geschäftswelt niemals störend fühlbar gemacht. Diese Thatsache wird nun verkannt und die Erhöhung des steuerfreien Notenbetrages gefordert, um der Reichsbank die Hergabe billigeren Geldes zu ermöglichen. Die Beseitigung der Notensteuer würde keinen größeren Einfluß auf die Diskontpolitik des Centralinstitutes üben, als man ihn von der Erweiterung der Notengrenze erwarten darf. An die Abschaffung des Systems der indirekten Kontingentirung denkt jedoch Niemand; man glaubt nun einmal, daß es gesunde Zustände sichert. Bräche nach der Abschaffung nicht die wildeste Anarchie herein? Wer die Entstehungsgeschichte kennt, wird sich durch das Wahngebild solches Vorurtheils gewiß nicht schrecken lassen. Gegen die Erhöhung des Kontingents der steuerfreien Noten ist nichts einzuwenden. Nur soll man sich nicht einbilden, daß dadurch der Diskont niedriger werden wird. Gegen die Gefahr der Goldentnahmen bietet auch eine begrenzte Steuerfreiheit der Noten keinen Schutz; und die Diskontpolitik der Reichsbank hat noch mit anderen Erwägungen zu rechnen. Nicht immer ist die Größe, sondern oft auch die Art des Geldbedarfes für das Verhalten der Reichsbank entscheidend und eine differenzirte Beurtheilung der Geschäftslage darf nicht an starre Regeln gebunden sein; solche Bindung wäre aber die Vorschrift: „Wenn Du die steuerfreie Notengrenze überschreitest, mußt Du 5 Prozent Strafe zahlen."

Die Frage der Kontingenterweiterung hat endlich noch einen ganz gewaltigen Haken, den die Verfasser der „Offenen Briefe" mit ihren gut gemeinten Rathschlägen übersehen zu haben scheinen. Neben der Reichsbank giebt es im Deutschen Reich noch vier Noteninstitute (Bayerische Notenbank, Sächsische Bank, Württembergische Notenbank, Badische Bank), die zusammen über ein steuerfreies Notenkontingent von 68,77 Millionen verfügen und die man nicht gut übergehen könnte, wenn die steuerfreie Notengrenze der Reichsbank erweitert würde. Wären auch ihre Kontingente zu erweitern oder soll die Neuerung nur für die Centralbank gelten? Die Beantwortung der Frage hängt davon ab, wie man die Bedeutung der Privatnotenbanken unter den heutigen Verhältnissen einschätzt. Sind sie überhaupt noch nothwendig? Hat die Reichsbank von ihrem Dasein Nutzen oder Schaden? Der wesentliche, vielleicht der einzige Vortheil, den die Notensteuer gebracht hat, ist, daß sie die privaten Notenbanken nöthigt, sich in den Grenzen ihrer Kontingente zu halten und die Diskontpolitik der Reichsbank nach Möglichkeit zu respektiren. Vor dem Jahr 1901, wo man übereinkam, daß die Privatinstitute nicht unter dem Satz der Reichsbank diskontiren dürfen, wenn dieser 4 Prozent und mehr beträgt, wurden die Zinssätze des Centralnoteninstitutes in höchst lästiger Weise unterboten; noch heute wird der Reichsbank von den Privatnotenbanken Konkurrenz gemacht

(wenn der Diskont hoch ist, „beleihen" sie die Wechsel niedrig und ziehen dadurch Kunden heran) und eine Erweiterung des steuerfreien Notenkontingentes, das allen Notenbanken gleichmäßig zu Gut käme, würde die Diskontpolitik der Reichsbank erschweren. Nimmt man aber die Privatnotenbanken aus, so werden wieder einzelne Bundesstaaten vielleicht empfindlich. Könnten, rebus sic stantibus, die vier Privatnotenbanken nicht überhaupt auf ihr Privileg, das auch am ersten Januar 1911 abläuft, verzichten? Dann würde sich das steuerfreie Notenkontingent der Reichsbank durch einfachen Zuwachs von selbst (um rund 69 Millionen) auf 541,60 Millionen erhöhen; dazu käme als weiterer Vortheil, daß die Konkurrenz aufhörte und die Reichsbankpolitik erleichtert würde. Da die Reichsbank allein die Last des centralisirten Notenumlaufes zu tragen, nur sie die Notenausgabe elastisch den Bedürfnissen anzupassen und für die Sicherheit der Valuta zu sorgen hat, so ist nicht einzusehen, warum ihr nicht das Vorrecht des einzigen deutschen Noteninstitutes zugestanden werden soll. Die privaten Notenbanken haben die Vortheile, nicht aber die Beschwerden der Notenausgabe. Sie haben an der Reichsbank einen Rückhalt, können dort stets durch Rediskontirung von Wechseln Geld bekommen und dürfen sicher sein, daß in Zeiten der Noth ihre Banknoten von dem Centralinstitut eingelöst werden. Sie können deshalb ihre Mittel immer voll verwenden und sich an der Grenze der steuerfreien Notenkontingente halten. Der ungedeckte Notenumlauf hält sich bei den Privatnotenbanken meist auf der selben Höhe; bei der Reichsbank schwankt er beträchtlich. Hier richtet sich die Notenausgabe eben nach den Veränderungen des Geldbedarfes, während sie lediglich ein Mittel zur Erlangung von unverzinslichen Betriebsfonds ist. Der Notenumlauf der Privatbanken dient geschäftlichen Zwecken, reinen Erwerbsinteressen, während bei den Noten der Reichsbank volkswirthschaftliche Erwägungen allgemeiner Art in Betracht kommen. Welcher Faktor mehr Rücksicht verdient, ist also klar. Die Privatnotenbanken haben sich überlebt. Der Einwand, daß sie die Bedürfnisse ihres nahen Umkreises richtiger zu beurtheilen verstehen als die dort nicht bodenständige Reichsbank, ist nicht stichhaltig. Um dem Kreditbedarf des engeren Vaterlandes zu genügen, brauchen die Privatnotenbanken ihre Notenprivilegien nicht: dieser Aufgabe können sie auch als reine Depositenbanken gerecht werden. Mögen sie als solche weiter bestehen und den Beweis erbringen, daß sie Nützliches leisten; ihr Notenprivileg dient dem Interesse der Allgemeinheit nicht und kann deshalb fallen. Diese Thatsache sollte man bedenken, ehe man das steuerfreie Notenkontingent der Reichsbank erweitert. Politisches Gezänk aber, kleinliche Erörterung kleinlicher Dinge hat keinen Zweck. An eine Verbesserung des Bankgesetzes ist wohl zu denken; nur darf sie nicht zur Parteisache gemacht, darf im Reich nicht ein Zornfeuerchen angefacht werden, an dem der Interessent von rechts und von links sich seine Lieblingspeise kochen zu können hofft. Wir haben für diese Dinge noch immer keinen Stil. Das Wort vom Interesse der Allgemeinheit ist so abgenutzt, daß mans nicht gern mehr in den Mund nimmt. Die Bank des Deutschen Reiches ist schließlich aber eine so wichtige nationale Sache, daß man sie nicht aus der Froschperspektive betrachten darf. Reformirt, wenn Ihr die Kraft dazu fühlt; prüft vorher aber, was kluge Männer zur Wahl dieser Formen und Normen veranlaßt hat, und seht Euch, ehe Ihr an dem Organ, das sich immerhin bewährt hat, herumkurirt, die Funktionen genau an, die wir Alle von ihm verlangen. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

010277
BIBLIOTEKA W TORUNIU UNIWERSYTECKA

Deutsche Armee-, Marine- und Kolonial-Ausstellung

Berlin-Schöneberg

15. Mai 1907 **15. September 1907**

Protektor der Gesamtausstellung: **Se. Kaiserl. u. Königl. Hoheit der deutsche Kronprinz.**

Protektor der Kolonial-Ausstellung: **Se. Hoheit Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg.**

Das Offizielle Verkehrsbureau der Ausstellung, das

Reisebureau der Hamburg-Amerika Linie, Berlin W., Unter den Linden 8

und auf dem Ausstellungsgelände, arrangiert wöchentlich 3½ und 4½ tägigen Aufenthalt in Berlin inkl. Hotel, Verpflegung, Besichtigungen etc. in bester Ausführung für den Preis von M. 75.— bezw. M. 100.—. Für Vereine können bei genügender Beteiligung (ca. 250 Personen) Extrazüge für die Reise nach und von Berlin gestellt werden. — Programme gratis durch das Reisebureau und dessen Filialen.

Grosse Berliner Kunst-Ausstellung 1907

im **Landes-Ausstellungs-Gebäude**

am Lehrter Bahnhof

27. April bis 29. September

Täglich von 10 Uhr an geöffnet.

— Eintritt 50 Pf. (Montags 1 Mk.) Dauerkarten 6 Mark. —

Im Landes-Ausstellungs-Park.

Neu erbaut: **Festsäle, Terrassen, Café u. Conditorei, gedeckte Gartenhallen, Fontaine lumineuse.** Dejeuners v. 2,50 Mk. an b. 2 Uhr Nachm. Diners u. Soupers von 4 Mark an. **Doppelkonzert. Illuminationsabende grossen Stils.**

Secession

Kurfürstendamm 208/209.

Geöffnet täglich 9—7 Uhr. **Eintritt 1 Mk. Sonntags 0,50 Mk.**

Bad Harzburg.

Gebirgsluft-Kurort ersten Ranges mit 120 km Waldpromenaden, 38 600 Personen Frequenz. Bekanntes Solbad, natürl. Sole 6½ %. Krodo-(Kochsalz)-Trinkquelle in Wirkung ähnlich Kissingen, Gebirgsquellwasserleitung.

Illustr. Prospekt, Wohnungsverzeichnis m. allen Preisen, Ortsplan und Eisenbahn-Fahrplan kostenfrei vom Herzogl. Badekommissariat.

Schriftsteller

Bekannter Verlag übern. litter. Werke aller Art. Trägt teils die Kosten. Aeuss. günst. Beding. Off. unt. **B. N. 205.** an **Haasenstein & Vogler A.-G., Leipzig.**

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

15, Kaiserplatz, Berlin-Wilmersdorf, Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

Kissingen
fördert den Stoffwechsel

Saison: 15. April bis 31. Oktober.

Rakoczy und Maxbrunnen weltberühmt für Trinkkuren

(Wasserversand)

2 Solesprudel mit hohem Kohlensäuregehalt zu Badekuren

Moorbäder, Gradierwerk, Inhalatorien, Pneumatische Kammern, Traubenkur.

Prospekte: **Kurverein.**

Meiningen Sanatorium für **Nervenkranke** und **Entziehungskuren**. Modern nach physik.-diätetisch. Prinzip geleitet mit Familienanschluss unter dauernder psychischer Beeinflussung. Beschränkte Bettenzahl. Beschäftigungskuren. Freiluftkuren. Besitzer: Nervenarzt Dr. med. **C. A. Passow.**

Dr. Ziegelroth's Schriften: 1) Ueber **Arterienverkalkung.** 2) Moderne Behandlung **Fettleibiger und Zuckerkranker.** 3) **Nervenleiden, Herzleiden, Magenleiden,** ihr innerer Zusammenhang u. naturgemässe Behandlung. 4) **A-B-C** für junge Mütter. 5) **Luftbad.** Zu beziehen durch das Büro von

Dr. Ziegelroth's Sanatorium, Zehlendorf b. Berlin, Wannseebahn

Weg mit den plumpen!

Wollen Sie Ihre Beinverkürzung unsichtbar machen und tadellos gehen, so verlangen Sie gratis und franko Broschüre F. 16. **Acker & Gerlach,** Continental Extension Mfg., **Frankfurt a. M., Wien.**

Hôtelbetriebs-Aktiengesellschaft Conrad Uhl's Hôtel Bristol-Centralhôtel.

Bilanz per 31. März 1907.

Aktiva.	M	₰
An Grundstücks-Cto. Hôtel Bristol	8500625	—
„ Gebäude-Conto Hôtel Bristol	2995000	—
„ Inventar-Conto	1257538	63
„ Neu-Ausstattungs-Conto	175634	28
„ Maschinen-Anlagen-Conto	564046	10
„ Diverse Debitores	1212679	42
„ Kassa-Conto	75636	76
„ Wintergart.-Beteiligungs-Cto.	300000	—
„ U. d. Linden 2 Grundgesellschaft-Beteiligungs-Conto	100000	—
„ Conto f. vorausbez. Prämien	1750	10
„ Effekten-Conto	6115	70
„ Waren-Vorrats-Conto	387319	48
	15576345	47

Passiva.	M	₰
Per Aktien-Kapital-Conto	7000000	—
„ Reservefonds-Conto	4900000	—
„ Hypotheken-Schulden-Conto Behrenstr. 67	1000000	—
„ Conto für vorausbezahlte Miete	59130	—
„ Diverse Kreditores	696163	60
„ Dividenden-Conto 1904/05	200	—
„ Dividenden-Conto 1905/06	1200	—
„ Gewinn- u. Verlust-Conto	1919651	87
	15576345	47

Gewinn- und Verlust-Conto.

Debet.	M	₰
An Steuern- u. Haus-Abgab.-Cto.	145155	38
„ Gebäude-Instandhaltungs-Cto. Central-Hotel	130386	06
„ Salair-Conto	295431	46
„ Lohn-Conto	397769	22
„ Hypotheken-Zinsen-Conto Behrenstr. 67	35000	—
„ Generalunkosten-Conto	76931	31
„ Abschreibungen ... 624964.23		
„ Gewinn ... 1919651.87	2544616	10
	3625289	53

Kredit.	M	₰
Per Saldo-Vortrag	339284	86
„ Zinsen-Conto	27985	76
„ Grundstücks-Vermietungs-Cto.: Unter den Linden 5—6a	96775	—
„ General-Betriebs-Conto	3161243	91
	3625289	53

Die in der heutigen ordentlichen Generalversammlung für das Geschäftsjahr 1906/07 auf 20% = M. 200 festgesetzte Dividende gelangt gegen Einreichung des Dividendenscheins No. 10 bei der **Deutschen Bank,** hier, den Herren **Koppel & Co., Bankgeschäft** hier und bei den Herren **Braun & Co.,** hier zur **Auszahlung.**

Berlin, den 15. Juni 1907. **Der Vorstand. Elkan. Max Winter.**

Mädler's Patent-Koffer

unerreicht an Leichtigkeit, Eleganz und Haltbarkeit
sowie sämtliche
Reise-Artikel und Lederwaren
Moritz Mädler

Leipzig	Berlin	Hamburg	Frankfurt a. M.
Petersstr. 8	Leipzigerstr. 101/2	Nenerwall 84	Kaiserstr. 29

Preisliste versende gratis: Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau.

Nervenschwäche der Männer
Ausführliche Prospekte
mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert
Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Paris s'amuse
Pariser Führer ill. deutsch M. 2.—
„ „ gr. Ausg. franz. M. 4.—
gegen Nachnahme 80 Pfg. mehr.
Sonstige Bücher aller Sprachen, Kataloge gratis.
Ch. Corday, 19 Z. rue Claude Bernard Paris.

In 2. Auflage erschien soeben:
Die Grausamkeit
mit bes. Bezugnahme auf
Sexuelle Faktoren.
Von **H. Rau.**
Mit 22 Illustrationen. 4 M. Gebund. 5½ M.
Nur für starke Nerven!
Sexuelle Verirrungen:
Sadismus u. Masochismus.
Von Dr. **E. Laurent** übers. v. **Dolorosa.**
6. Aufl. 5 M. Geb. 6 M.
Okkultismus und Liebe.
Studien z. Geschichte d. sexuellen Verirrungen.
Von Dr. **E. Laurent.**
360 Seiten br. 7½ M. Geb. 9 M.
Ausführliche Prospekte gratis franco.
H. Barsdorf, Berlin W. 30, Landshuterstr. 2.

5 % Vorzugs-Aktien
der
Hôtelbetriebs-Aktiengesellschaft
Conrad Uhl's Hôtel Bristol-Centralhôtel.

Wir machen hierdurch bekannt, dass die Frist zum Bezuge unserer 5 % **Vorzugs-Aktien** zum Kurse von 102 % seitens unserer Aktionäre, sowie der Termin der Anmeldung zur Zeichnung auf dieselben für Nicht-Aktionäre zum Kurse von 103 %

am 5. Juli

abläuft.

Laut Beschluss der General-Versammlung vom 15. Juni 1907 haben dieselben über den Betrag von 106 % und den Anspruch auf 5 % jährliche kumulative Dividende hinaus keinen Anspruch auf den Reingewinn und das Vermögen der Gesellschaft.

Zeichnungsstellen sind die Firmen:

Braun & Co.
Georg Fromberg & Co.
Koppel & Co. Bankgeschäft } **Berlin**
Magdeburger Privatbank, Magdeburg.

Berlin, den 2. Juli 1907.

Hôtelbetriebs-Aktiengesellschaft
Conrad Uhl's Hôtel Bristol-Centralhôtel.
Elkan. Max Winter.

Kuranstalt Ebenhausen bei München im Isartal.
Prächtige Lage, Alpenpanorama. Erstklass., Komf. Vortreffl. mediz. Einrichtg. Für **Erholungsbedürftige. Innere- und Nervenkranke.**
Physikal., diätet. Behandlung. Das ganze Jahr geöffnet.
Prospekte auf Wunsch. Chefarzt: **Dr. Wiszwianski.**

Bestellungen
auf die
Einbanddecke
zum 59. Bande der „Zukunft"
(Nr. 27—39. III. Quartal des XV. Jahrgangs),
elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum Preise von Mark **1.50** werden **von jeder Buchhandlung** od. **direkt vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a** entgegengenommen.

MORPHIUM Entwöhnung absolut zwanglos und ohne jede Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)
Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.
All. Komfort. Zentralheiz. elektr. Licht. Familienleben. Prospekt frei. Zwanglose Entwöhnung von **ALKOHOL**

Kurhaus Schloss Tegel bei Berlin.
Sanatorium für **Physikal.-diätetische Therapie.**
Spezialanstalt für **psychische Behandlung** nervöser Zustände.
Arbeits- und Beschäftigungskuren. **Dr. J. Marcinowski.**

Emil Wechsler & Co. Bankgeschäft
Tel. III 3047 u. 3048. **BERLIN C. 2, Burgstr. 26.** Tel.-Adr. **Bankwechsler.**
Kulante Erledigung **aller** in das **Bankfach** fallenden Geschäfte. Unsere **Tages-** und **Wochenberichte** über **Börsen** und **Kuxenmarkt,** sowie unsere **monatlich** erscheinenden **„Finanziellen Mitteilungen"** stehen jedem Interessenten kostenlos zur Verfügung.

Süddeutsches Antiquariat
München, Galleriestr. 20.
Neueste Kataloge (gratis).
No. 96. Städte- und Orts-Geschichte.
No. 94. Deutsche Literatur seit 1700. 1. Teil: Buchst. A-J; voran d. Zeitschriften.
No. 93. Kunst und Kunstgeschichte. Illustrierte Werke, Kunstblätter.
No. 92. Reisen in allen Erdteilen. Geschichte und Geographie von Amerika, Asien, Afrika.

Schockethal
b. Cassel. Hervorr. Kuranst. f. natürl. Heilw. Gr. Erfolg. Entzückende Lage. Prosp. Tel. 1151 Amt Cassel. Dr. Schaumlöffel

Dr. Möller's Sanatorium
Brosch. fr. **Dresden-Loschwitz.** Prosp. fr.
Diätet. Kuren nach Schroth.

MORGEN

WOCHENSCHRIFT FUER DEUTSCHE KULTUR

BEGRÜNDET UND HERAUSGEGEBEN VON

WERNER SOMBART, RICHARD STRAUSS,
H. V. HOFMANNSTHAL, GEORG BRANDES,
:: :: :: :: :: RICHARD MUTHER :: :: :: :: ::

HEFT 3 ERSCHIEN AM FREITAG 28. JUNI

MIT FOLGENDEM INHALT:

* * * Politik.
Camille Pelletan: Frankreichs Fiscalreform.
Werner Sombart: Politik und Bildung.
Frank Wedekind: „Musik".
Edmond Rostand: Der Tageslauf einer Preciösen.
Franz Liszt: Unveröffentlichte Komposition.
Karl Lamprecht: Das Lied der Romantik.
Richard Muther: Gruss an Liebermann.
Alfred Lansburgh: Börse.

DAS HEFT 50 PF.
VIERTELJÄHRLICHES ABONNEMENT 6 MARK

MARQUARDT & CIE, BERLIN W 50, EISLEBENERSTR. 14

Max Marcus & Co., Bankgeschäft

Kuxenabteilung
Abteilung für Actien ohne Börsennotiz.

BERLIN NW. 6, Luisenstrasse 36.

Kommanditiert von S. H. Oppenheimer jr, Hannover.
Essener Niederlassung: Münzesheimer & Co. **Ständige Vertretung an den Börsen: Berlin, Hamburg, Essen, Düsseldorf. Telegr.-Adr.** Berlinu Essen **Bergwerkswerte.** Hannover **Oppenheimer jr. Telefon** Berlin Amt IIIa 4120. 4121. 4122. Essen 39. 313. 1083 Hannover 55. 2046. 2614.

Specialabteilung für Kolonialwerte.

(unt. Vorb)	Käuf. %	Verk. %	(unt Vorb)	Käuf. %	Verk. %
Afrikanische Compagnie	107	114	„Meanja" Pflanzungsges., A.-G. .	—	87
Borneo-Kautschuk-Compagnie...	—	100	Moliwe Pflanzungsgesellschaft	79	85
Deutsche Agaven-Gesellschaft...	—	121	Neu-Guinea-Comp.-Vorzugs-Ant.	92	100
Deutsch-Ostafrik. Plantag.-Ges..	16	21	Safata Samoa-Gesellschaft	—	101
Deutsch-Ostafrik. Ges. St.-Ant..	100	105	Samoa-Kautschuk-Comp., A.-G.	—	98
do. Vorz.-Ant.	101	105	Sakarre-Kaffee-Plantagen-Akt. ...	—	15
Deutsche Hdl.-u.Plant.-Ges.d.S.-I.	185	200	Usambara-Kaffeebauges., St.-Ant.	26	31
Deutsche Kol.-Ges. f. Südwestafr.	180	188	Westafrikan. Pflanzungs-Gesell-		
Deutsche Samoa-Gesellschaft ...	78	85	schaft „Bibundi", St-Ant.	66	74
Jaluit-Gesellschaft...	298	315	do. Vorz.-Ant.	92	99
Kamerun-Kautschuk-Compagnie	—	100			

Alle Geschäfte schliessen wir als **Eigenhändler** und **provisionsfrei** ab. **Abgeschlossen 21. Juni 1907.**

Allen die sich matt und elend fühlen,

nervös und energielos sind, gibt Sanatogen neuen Lebensmut und Lebenskraft. Von mehr als 4000 Professoren und Aerzten glänzend begutachtet. Zu haben in Apotheken und Drogerien. Broschüren gratis und franko durch Bauer & Cie., Berlin SW. 48.

Kurhaus von **Dr. Rheinboldt** in **Bad Kissingen**
für chronische Verdauungsstörungen
Herz-, Nervenleiden, Mast- und **Entfettungskuren**
nach wissenschaftlichen Methoden.
Prospekte auf Wunsch. Villa Olga, Bad Kissingen.

Waldemar Stahlknecht, Neuhaldensleben

Kunstkeram. Erzeugnisse
(Büsten, Figuren, Wanddekorationen i. Fayence, Majolika, Terrakotta)
Spezialität:
Bronce-Gefässe u. Blumenkübel
Patinierte, geschliff. Fonds. ✻ Pol. plast. Goldornamente.
Wasserdicht! Dauerhaft!
Neue Dekore: **Getrieben Kupfer und Eisen.**
Erhältlich in den Luxusgeschäften, **„wenn nicht" auch direkt.**

Vornehme Menschen, Lebensfrohe und Blasierte **schreiben an** P. P. L.: 1. Freudig erstaunt und beglückt von dem ermutigenden, fesselnden, gedankenreichen Charakterbild, das mir gute Dienste leistet. 2. Ihre eigenartige Wissenschaft steht freilich hoch über der landesüblichen Graphologie. Die von Ihnen gezeichneten Charakter-Portraits verhalten sich zu den Erzeugnissen jener, wie die Meisterwerke eines bildenden Künstlers zu den Machwerken eines Stümpers. 3. Ihre Kunst ist durchaus Original. Sie leuchten gleichsam wie mit einem Scheinwerfer in die dunkelsten Tiefen des Seelenlebens. 4. Vor etwa 7 Jahren hatten Sie die Güte, eine Reihe von psychographologischen Arbeiten für mich anzufertigen . . . Sie sind mir allezeit tröstende, mahnende, stärkende, belehrende Freunde gewesen . . . P. P. L. liefert seit 1890 grosszügige Seelen-Analysen, „Deutungen" im profanen Sinne schliesst seine durchaus vornehme psychologische Praxis aus. Auch die bekannten Werke von P. P. L. sind direkt von ihm zu beziehen: „Seelen-Aristokraten" (franko gegen 12 M.); „Die Frau für den Nervösen" (franko gegen 1.10 M.); „Lockende Lust" (Inhalt: Sensitive Naturen etc. 2.30 M.) Diese Bücher werden von Einsamen wie von Weltkindern ungewöhnlich gefeiert. Die ihren Anteil an Lebensglück vom Schicksal erhoffen, geniessen bei der Lektüre ein spannendes inneres Erlebnis. Kämpfende fühlen sich innig verstanden. Ein Schleier fällt — sie schauen gleichsam in einen Krystall. Sie schauen in ihr Leben hinein wie am Vorabend einer Entscheidung. Wer diese Bücher nicht auf sich wirken lässt, der hat noch nicht erfahren, was Wonnen des Willens sind. (Bedeutsame Kritiken enthält Prospekt.) Denkende Menschen, die Nützliches tiefer verstehen und gerne fördern, empfangen gegen 20 Pf. Porto im Doppelbrief: „Broschüre und Honorarbedingungen für Charakterbeurteilungen **nach einzusendenden Schriftstücken** von eigener oder von Freundeshand etc. Adresse für Bücher- wie für Charakterisierungswünsche
P. Paul Liebe, Schriftsteller, Augsburg. I. H. Kreuz.

✻

Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater

Anfang 8 Uhr.
Freitag, den 28., Sonnabend, den 29., Sonntag, den 30./6. und Montag, den 1./7.

Der Jongleur

Leitung:
K. Meinhardt und Rud. Bernauer.

Kammerspiele.
Geschlossen.

Cabaret Unter den Linden 22.
Geöffnet v. 11 Uhr nachts bis 4 Uhr.
Eliteprogramm Schlager auf Schlager.

Kleines Theater.

Freitag, den 28. u. Sonntag, den 30./6. 8 U.

Nachtasyl.

Sonnab., d. 29./6. 8 U. **Ein idealer Gatte**
Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Der Teufel lacht dazu

Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz in 8 Bildern von **Julius Freund.**
Musik von **Victor Holländer.**
Bender. **Bella Frankhe**
Josephi. **Georg Kaiser**
Phila Wolff.

Für Magen-, Darm-, Zucker-, Gichtkranke, Fettsüchtige Abgemagerte etc.
Dr. Oeders Diätkuranstalt, Niederlössnitz bei Dresden, Borstr. 9.

Sanatorium f. Magen-, Darm- Leberleidende u.
Gallensteinkranke
Operationslose Kur.
Dr. med. Schürmayer
Berlin SW., Königgrätzer Str. 110c.

Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung
SW. 11, Königgrätzer-Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.
Terrains, Baustellen, Parzellierungen.
I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaute Grundstücke.
Sorgsame fachmännische Bearbeitung.

Die Ferienkurse in Grenoble
Appens-Borbeck/Essen
Verlag: **Marowsky. Minden i. W.**

Eheschliessung in England!
Kraffts **Führer** d. betr. Gesetze u. **Ratgeber** für Reflekt. 1,50 M. durch alle Buchhandlungen.
Brock & Co., 90, Queenstr., London, E. C.

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zeile 75 Pfg.

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer ist ein Prospekt beigeheftet über das **Standard-Werk I. Ranges:**

Das Sexualleben unserer Zeit

in seinen Beziehungen zur modernen Kultur

von **Dr. Iwan Bloch.** Verlag von **Louis Marcus in Berlin SW. 61.**

Ausserdem liegt dieser Nummer noch ein Prospekt bei des

Hotel u. Kurhaus „Zum Weissen Hirschen", Schwarzburg i. Thüring.

den wir ebenfalls zu beachten bitten.

Berliner-Theater-Anzeigen

Neues Schauspielhaus

Am Nollendorfplatz

Freitag, den 28./6. 7½ U. Abends — **Alt Heidelberg.**

Sonnabend, den 29. und Sonntag, den 30./6. 8 U. — **Hopfenraths Erben.**

Komische Oper

Freitag, den 28./6. u. Montag, den 1./7. 8 U.
Hoffmanns Erzählungen
Sonnabend, den 29./6. 8 U. **Carmen**
Sonntag, den 30./6. 8 U. **Tosca**
Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Briefmarken Zeitung gratis, Ankauf von Sammlungen **Philipp Kosack,** Berlin, Burgstr. 12.

Lustspielhaus in Berlin

Bis auf Weiteres täglich Abends 8 Uhr
Wiener Ensemble-Gastspiel
Die Welt ohne Männer
(Pepi Glöckner als Gast).

Restaurant u. Bar Riche
Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).
Treffpunkt der vornehmen Welt
Die ganze Nacht geöffnet. * Künstler Doppel-Konzerte.

Voranzeige!
Eröffnung demnächst
Hotel und Café
Dorotheenhof
Weingrosshandlung
Direktion: **Richard Zernik**
Berlin NW.7, Dorotheenstrasse No. 22
und **Eingang Georgenstrasse No. 24,**
neben dem Wintergarten.
Täglich: Nachmittags und Abends
Gr. Künstler-Concert.

Gebildete Menschen

beurteilen das von
Dr. med. M. Bonnefoy
geschriebene
Buch:

als
eine ernste,
bedeutsame und
wirklich lesenswerte
Neuerscheinung.

Preis M. 1.80.

Durch alle Buchhandlungen
od. direkt (Briefm.) vom Verfasser

Dr. M. Bonnefoy, Genf (Schweiz) 12
Spezialarzt f. Nerven- u. Geschlechtskrankheiten.

Ermahnung.

Gebt Euren Mädeln und den Buben nur Poetko's Apfelsaft aus Guben.

Poetko's Apfelsaft ist flüssiges, frisches Obst. Alkoholfrei. Naturrein. Unbegrenzt haltbar. **Ideales Gesundheitsgetränk für Kinder, Nervöse, Genesende.** Versand in Kästen à 30 Fl. zu 40 Pf., **Auslese** zu 50 Pf. pr. Fl. exkl. Gl. **ab Guben.** Den Herren Aerzten Probeflaschen umsonst.

Wer Abstinenzler nicht mag sein
Der trinke Poetko's Apfelwein.

Naturreines Erzeugnis höchster Vollkommenheit. Von 35 L. aufwärts à 30 Pf. **Auslese** à 50 Pf. pro L. exkl. Gebd. **ab Guben.** **Poetko's Apfelsekt** und **Poetko's Beerenweine** marschieren überall voran. Preisliste postfrei. In Berlin erhältlich in Flaschen und Gebinden bei **Erich Linkwitz,** W., Gleditschstr. 1a.

Ferd. Poetko, Guben 18. Grösste Apfelsaftkelterei Deutschlands.

Busch-Hand-Kameras mit Busch-Objektiven.

Besondere
NEUHEITEN
1907.

Ageb
Citkam
Roia Spiegelreflex
Roia Stero Nettel
Mk. 36.– bis 340.–

Zu beziehen durch alle photogr. Handlungen. Kataloge 1907 gratis und franko.

Rathenower Opt. Ind.-Anstalt, vorm. Emil Busch, A.-G., Rathenow.

Die **Hypotheken-Abteilung** des

Bankhauses Carl Neuburger,

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässem Zinsfusse nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

An- und Verkauf von Grundstücken

9—4 Uhr.

BERLIN

DER KAISERHOF

DAS GRÖSSTE UND SCHÖNSTE LUXUS-HOTEL DER WELT

GRAND RESTAURANT KAISERHOF

GRILLROOM KAISERHOF

FESTSÄLE KAISERHOF

GROSSE HALLE KAISERHOF FIVE O'CLOCK-KONZERT 4—6.

Deutsche Armee-, Marine- und Kolonial-Ausstellung, Berlin 1907

zu Gunsten der Veteranen und Invaliden von Heer-, Marine- u. Schutztruppen.

Lotterie

100000 Serien je 20 Stück à 1 Mk.

16891 Gewinne im Gesamtwerte von Mark

300,000

Hauptgewinne im Werte von

60,000 Mark
40,000 Mark
25,000 Mark
10,000 Mark
2 mal 5000, 5 mal 2000
10 mal 1000, 20 mal 500
50 mal 200, 100 mal 100

usw. usw.

LOSE à 1 Mark

11 Lose für 10 Mark

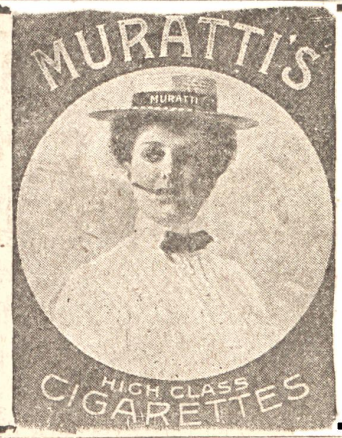
(Porto u. Liste 20 Pfg.

A. MOLLING, Berlin

Kaiserhofstrasse 1.

LOSE à 1 Mark sind in allen durch Plakate kenntlichen Verkaufsstellen zu haben.

Original Englische Arbeit



Keine Fabrik in Deutschland

Im herrlichen Zackental!

„Sanatorium Zackental"

(Camphausen)

Bahnlinie: Warmbrunn—Schreiberhau.
Fernsprecher 27.
oberhalb

Petersdorf im Riesengebirge

(Bahnstation)

für chronische, innere Erkrankungen, neurasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände, Diätetische Kuren.

Nach allen Errungenschaften der Neuzeit eingerichtet. **Windgeschützte, nebelfreie,** nadelholzreiche Lage. Seehöhe 450 m. **Ganzes Jahr geöffnet.** Näheres Dr. med. **Bartsch,** dirig. Arzt oder **Administration in Berlin S.W., Möckernstr. 118.**

Allgemeine

AUSSTELLUNG

von Erfindungen

— der Kleinindustrie. —

29. Juni bis 15. Sept. 1907

Geöffnet von 10—8 Uhr.

Eintritt 50 Pfennig

Dauerkarten 3 Mk.

Von 4 Uhr ab:

CONCERT

EINŒDSHOFER

Sonnabend, den 29. Juni cr.

Eröffnung

AUSSTELLUNGSHALLE

am Zoologischen Garten.

Für Inserate verantwortlich: Rob. Bönig. Druck von G. Bernstein in Berlin.